Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Sechzehntes Bändchen.

Die Schlacht von Marignano.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1830.

Die
Schlacht von Marignano,

von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1830.

1.

In den Zimmern der Mutter des Königs, in dem Schlosse der Tournelles zu Paris, war es still, wie ausgestorben, denn ein kleines Windspiel, welches auf einem grünseidenen Kissen neben dem Marmorkamine lag, war das einzige lebende Wesen, welches sich in den weiten, hohen Gemächern befand. Wer jetzt herein getreten wäre und sich unter den mannigfaltigen Schönheiten umgeschaut hätte, womit die sorgsame Hand Franz des Ersten in den wenigen Tagen sie hatte schmücken lassen, in welchen Louise von Savoyen, von dem Connetable von Bourbon begleitet, nach St. Germain sich begeben hatte, der würde manches Köstliche und Bewunderungswürdige dort gefunden haben.

Es war zwar nur das Wohnzimmer der Herzogin von Angouleme, ihr Schlafgemach und ein

kleines Cabinet, welches neu eingerichtet und durch königliche Freigebigkeit geschmackvoll verziert worden war, aber auch dieß schon hatte bedeutende Summen gekostet. In dem Wohnzimmer prangten die prächtigsten Hautelisse-Tapeten, goldene Leisten schlossen wie in einem Rahmen diese herrlich gewirkten Gemälde ein, deren Farbenpracht und treffliche Zeichnung nichts mehr zu wünschen übrig ließen. Karl der Siebente, auf einem stolzen, kastanienbraunen arabischen Hengste, im königlichen Ornate, ganz an Gestalt und Anstand dem ritterlichen Franz ähnlich, war unstreitig die schönste Figur auf der Tapete, und die Höflinge, als sie späterhin diese Gemälde sahen, wollten finden, daß der Zeichner gar künstlich das Gesicht Karls des Siebenten mit dem Franz des Ersten verschmolzen habe, so daß es, ohne der Aehnlichkeit des Einen zu schaden, doch dem Andern glich. Auch die Herzogin von Chateaubriant war in der Gestalt der Agnes Sorel, die auf einem weißen Zelter im Gefolge der Königin ritt, durch Schönheit und Stellung unter Allen hervorgehoben, und leicht als die königliche Geliebte zu erkennen.

Das Geräth, welches diese Zimmer schmückte,

zeigte von dem Geschmacke des Königs. — Vor allem zeichnete sich ein Kamin von carrarischem Marmor von Buonarotti's Meisterhand aus. Genien, künstlich in einander verschlungen, hielten den Sims, der aus einem Gewinde der seltensten Blumen gebildet war. Alles hatte der Meißel zart und weich ausgeführt, und man glaubte, die kleinen Knabengestalten leben, die Blumen blühen zu sehen. Auch für den Nachttisch von Cedernholz waren Gefäße, von feinem Silber getrieben, aus Buonarotti's Werkstatt hervorgegangen, wo der Kenner besonders das große Handbecken bewundern mußte, welches eine Muschel, von drei Delphinen getragen, vorstellte.

Ein großer, venetianischer Spiegel, vor welchem ein massiv silberner Tisch stand, zeigte dem Eintretenden seine ganze Gestalt, und eines Jeden Blick fiel wohl zuerst auf dieses Geschenk des Doge, womit der krieglustige junge Monarch für die bedrängte Republik gewonnen werden sollte. Der König hatte ihn seiner besonderen Größe und Seltenheit wegen seiner Mutter verehrt. Das übrige Hausgeräth war von Cedernholz, reich mit Gold verziert, die Sessel mit grünem Damast überzogen,

mit goldenen Treſſen und Quaſten beſetzt, und ſelbſt die Tabourets für die Hoffräulein waren köſtlich und geſchmackvoll.

In dem Cabinet waren Gemälde italiſcher Meiſter aufgehängt, welche der Cardinal von Ferrara dem Könige aus Rom geſchickt hatte. Nur von den Meiſtern der florentiniſchen Schule waren dieſe koſtbaren Schildereien gemalt, wovon die meiſten noch jetzt die Galerie des Louvre ſchmücken. Doch nichts glich der Pracht des hohen Himmelbettes, welches mit der ſchönſten vergoldeten Bildhauerarbeit verziert war, und deſſen carmoiſin-ſeidene Vorhänge auf jeder Seite von einem Amor zurückgehalten wurden, ſo daß das Ganze ſich wohl mehr zum Geſchenk für die Geliebte, als für die Mutter des Königs eignete.

Die Stille, welche heute in dieſen prachtvollen Gemächern herrſchte, ward jetzt unterbrochen. Vom Hofe herauf ſtieg ein ſchallender Lärm, Roſſe wieherten, Hunde bellten. Der König war von der Jagd zurückgekehrt, und das ganze Schloß wurde lebendig. Auch im Vorzimmer der Gemächer der Herzogin von Angouleme ließ ſich St. Marent, des Caſtellans Stimme vernehmen, der zwei Da-

men hinein zu treten bat, um hier die Mutter des Königs zu erwarten, zugleich um Verzeihung bittend, daß er, mancher weitern Anordnung wegen, sie verlassen müsse.

Die beiden Damen, wovon die ältere eine Frau in den Funfzigen war, die jüngere kaum achtzehn Sommer geblüht haben konnte, standen mit einer gewissen Beklemmung in dem großen Gemache; sie schienen aus der Provinz zu seyn. Die Tracht der älteren erinnerte ganz an die Jugendjahre der Königin Anna, als sie noch in Bretagne als Herzogin Hof hielt; die der jüngeren war schon mehr der jetzigen Zeit anpassend, aber die langen Aermel, welche auf beiden Seiten herabhingen, der hohe Spitzenkragen, die Puffen von grauseidenem Zeuge, womit das gelbe Corset besetzt war, zeigten, daß der Geist des lebelustigen Hofes Franz des Ersten noch nicht bis zu diesen Frauen gedrungen sey.

Wirf den Schleier nur zurück, Adelaide! — sagte die Aeltere — Hier in der Herzogin von Angouleme Gemach begegnet uns kein Mann, dessen frecher Blick Dir das Blut auf die Wangen jagen könnte. Fasse Muth, mein Kind! ich fühlte mich

so bedrängt wie Du, als ich zum ersten Male am Hofe der Anna von Bretagne erschien; mir beengten die Hofzimmer tausend Mal mehr die Brust, als die niedern, finstern, engen Zellen der Ursulinerinnen in Nantes, aus denen ich in die Welt trat. Trittst Du doch aus Deiner Aeltern Hause, von der Burg Deiner Väter an den Hof, und zwischen einem klösterlichen Leben und dem, was Du bei uns führtest, Adelaide, ist wahrlich ein großer Unterschied!

Und doch fühl' ich, aller Muth ist dahin! — erwiederte Adelaide d'Armencourt — Ich freute mich so, an den Hof zu kommen und in dieß fröhliche, sorgenfreie Leben einzutreten, ich schenkte meine Spindel so freudig der kleinen Manon, nahm von Allen, selbst von meinem alten Vater, so fröhlichen Herzens Abschied — und schon jetzt schmerzt es mich, daß ich so leicht mich von der Vaterbrust losreißen, so gern die freundlichen Gewohnheiten meines Jugendlebens verlassen konnte; o, ich möchte weinen bei dem Anblicke aller dieser Herrlichkeiten! das leichte, lebensfrohe Herz, das sonst nur immer der Lust entgegen schlug, klopft

jetzt angstvoll in meiner Brust. Ich wollte, Mutter, wir wären noch auf Mont Aubert!

Die Mutter lächelte, strich sanft über Adelaide's ernste Stirn, und dachte in diesem Augenblicke an ihre Empfindungen auf dem Schlosse Anna's von Bretagne, gedachte der Tage der Jugend, und diese kurzen Tage des Hoflebens blühten ihr gar schön wieder in der Erinnerung auf. — Beruhige Dich nur, mein Kind! — sagte die Mutter — besieh die schönen Tapeten, die herrlichen Gemälde, fasse Muth! Louise von Savoyen soll eine gnädige, liebreiche Dame seyn, wie mir der Vater, der sie aus frühern Zeiten kennt, gesagt hat. Ich sah sie noch nie, — fuhr sie seufzend fort. — Ach, auf Mont Aubert blieb mir der Hof mit seinen Freuden fremd!

Adelaide befolgte den Rath der Mutter und besah sich nun die Herrlichkeiten, welche das Zimmer enthielt. Die kleinste Sache war ihr neu, und daher für sie anziehend. Besonders aber gefielen ihr die Tapeten, wovon die eine die Krönung Karls des Sechsten in Rheims, die andere die Vermählung Ludwigs des Eilften mit der Prin-

zessin von Savoyen vorstellte. Auch die Gemälde, welche über der hohen Flügelthür hingen, zogen sie an. Es waren Bildnisse schöner Frauen vergangener Zeiten. Jetzt trat sie vor ein großes Gemälde, welches der Thüre, durch die sie eingetreten waren, gegenüber hing. Ein Vorhang von grünwollenem Zeuge verdeckte es dem schaulustigen Auge; eine seidene Schnur schien die Neugier einzuladen, ihn hinweg zu ziehen. Auch Adelaide konnte ihr nicht widerstehen; sie faßte die Schnur, doch indem sie den Vorhang aufzog, blickte sie sorgsam sich um, ob auch niemand ihren strafbaren Vorwitz bemerke. Da sah sie drei Herren vom Hofe eben in die geöffnete Thür treten; ein lauter Schrei entfuhr ihr, sie wandte sich schnell, ihr Blick traf das jetzt offen hängende Gemälde. Es war eine Danae in üppiger Stellung — schnell ließ sie die Schnur los, der Vorhang rollte wieder herunter.

Während dessen hatte sich die Mutter mit aller Zierlichkeit und allem Anstande, die ihr noch aus jener glücklichen kurzen Zeit des Hoflebens übrig geblieben waren, vor den drei Herren verneigt, welche der Matrone mit Anstand dankten. Der eine, der zuerst eingetreten war, nickte ver-

traulich und freundlich mit dem Kopfe, und schien keine Muße zu haben, sich länger bei der Mutter aufzuhalten, sondern schritt rasch auf Adelaide los, welche ihn nahen hörte und mit klopfendem Herzen, aber abgewandtem Gesicht, erwartete.

Dame! — sagte er, ihr näher tretend, — Ihr scheint mehr Freude daran zu finden, zu sehen, als gesehen zu werden, denn immer seyd Ihr nach dem verschleierten Bilde gewendet, und entzieht uns Euern Anblick. Darf man Euer holdes Antlitz nicht sehen?

Hoch erröthend wandte sich das Fräulein und sagte nicht ohne Beklemmung: Herr! Euer Eintritt hat mich so überrascht.

Gewiß nicht mehr, als Euer Anblick mich! — Wer seyd Ihr, schöne Dame! und wie kommt Ihr hierher?

Gern hätte die sorgsame Mutter für Adelaide, die sie in höchster Verlegenheit vor dem Fremden stehen sah, das Wort geführt, hätten nicht die beiden andern Herren sich so mit ihr beschäftigt, daß sie, ohne unbescheiden zu seyn, sich nicht von ihnen losmachen konnte. Sie mußte daher ihre Tochter sich selbst überlassen.

Nun, Fräulein! — fuhr der Ritter fort — was verschafft unserm Hofe das Glück, eine so frische, kaum aufgeblühte Rose in seiner Mitte zu sehen?

Der Jüngling sah so freundlich aus, es lag so viel Theilnahme in seinen Worten, daß der Muth wieder bei ihr zurückkehrte. — Herr! — erwiederte sie — meine Mutter und ich sind auf Befehl der Herzogin von Angouleme hier. Mein Vater konnte uns nicht begleiten, da ihn die Wunden, die er in der Schlacht von Ravenna erhielt, zu Haus zu bleiben zwingen. Des Königs Mutter ist so gnädig, mich unter die Zahl ihrer Hoffräulein aufzunehmen, und hat meinem Vater eine Pension auf den Zoll in Rennes bewilligt.

So? — sagte der junge Edle — Doch von der Pension weiß der König nichts.

Das schadet nicht! — unterbrach ihn die schon Ermuthigte — was des Königs Mutter will, muß der König wohl thun.

Fräulein, Fräulein! — sagte der Jüngling, mit dem Zeigefinger drohend, — wenn der König das hörte! — Adelaide schlug erröthend und verlegen die Augen nieder.

Nun, meine Damen! — fuhr der Ritter fort,

nachdem sein Blick sich lange an der Verlegenheit der erröthenden Jungfrau geweidet hatte, — kommt in jene Zimmer, welche der König seiner Mutter hat einrichten lassen, beschaut sie, und sagt mir dann, wie sie Euch gefallen. — Er öffnete die Thür, eine Bewegung seiner Hand bat Adelaide, voran zu gehen; er folgte, die Mutter und die beiden andern Herren traten gleichfalls ein.

Hatte der Glanz des Vorzimmers Adelaide geblendet, so staunte sie jetzt über diese Pracht, und da ihr Begleiter mit theilnehmender Freundlichkeit sie auf alles aufmerksam machte, und ihr Urtheil ihm nicht gleichgültig zu seyn schien, wurde sie mit jeder Minute offener, unbefangener, und ihr natürlicher Verstand ließ sie manche Anmerkungen machen, die, wenn auch nicht einen hohen Geist, doch ein tiefes Gefühl verriethen. Bei dem Anblicke Karls des Siebenten sah sie unwillkürlich ihren Begleiter forschend an. Die herrlich geschliffenen Kristalle, die schön gearbeiteten goldenen und silbernen Gefäße schienen ihr ausnehmend zu gefallen, und sie unterdrückte ihre Freude nicht mehr; wie ein unbefangenes, fröhliches Kind gab sie sich ihren Eindrücken hin.

Jetzt verließen sie das Cabinet und traten in

das Schlafgemach. Als Adelaide's Auge das prachtvolle Bett erblickte, wurde ihre Wange noch röther als die Vorhänge von schwerem Stoffe; sie entzog schnell ihre Hand der Hand ihres Führers und wollte das Zimmer verlassen, als ein lautes Gerassel sich auf dem Schloßhofe vernehmen ließ. — Die Herzogin! rief einer der Herren, der an's Fenster getreten war; und in diesem Augenblicke neigte Adelaide's Begleiter flüchtig den Kopf. — Auf Wiedersehen, schöne Dame! rief er und eilte davon; die andern folgten ihm.

Sehr artige Herren! — sagte die Mutter, als sie sich nun allein im Schlafgemache befanden. — Wie angelegentlich unterhielten sie sich mit einer alten Frau, während Dein Begleiter Dich gewiß nicht gelangweilt hat! — Doch komm! laß uns schnell wieder in's Vorzimmer treten, dort die Ankunft unserer Gebieterin abzuwarten. Schnell, daß uns niemand hier findet!

Sie ging rasch durch die Zimmer wieder in das zurück, welches der Castellan, die Herzogin zu erwarten, ihr angewiesen. Adelaide folgte, immer noch an die Herrlichkeiten denkend, die sie so eben ge-

gesehen. Von den Herren war sie nicht so entzückt als ihre Mutter. Ihr Begleiter hatte ihr gefallen, das mußte sie sich gestehen, seine Figur, sein edles Aeußere konnte seine Wirkung nicht verfehlen; doch hatte ein gewisses Etwas in seinem Betragen gelegen, das ihr Zartgefühl nicht angesprochen; die Freiheit, mit welcher er ihr genaht, die Scherze, mit denen er sie in Verlegenheit gesetzt, hatten keinen wohlthuenden Eindruck auf sie gemacht, und sie war gewissermaßen froh, als er sich entfernte.

Kaum waren jedoch diese Gedanken wie ein Hauch an ihr vorüber geflogen, als das Gefühl, der Augenblick sey da, wo die allgefürchtete Mutter des Königs erscheinen, wo sie im Angesichte des Hofes ihrer Gebieterin nahen würde, ihr Herz mit noch stärkerer Beklemmung erfüllte, als bei dem Eintritt in das Schloß und in diese Zimmer. Sie faßte unwillkürlich der Mutter Hand, und als es jetzt draußen in der langen Halle laut wurde, die Flügelthüren aufrauschten, reich gekleidete junge Edle hereintraten, die mit neugierigen Blicken sie anstarrten, da zitterte ihre Hand in

der Hand der Mutter, welche die Fassung auch zu verlieren begann.

2.

Jetzt traten zwei riesenhafte Schweizer mit ihren weiten Unterkleidern und engen Kollern, die gewaltigen Hellebarden auf den Fußboden vor sich stoßend, in das Zimmer, stellten sich an die Thür, und Adelaide konnte ihre Scheu vor den bärtigen Männern nicht unterdrücken, die wie steinerne Bildsäulen unbeweglich den Eingang bewachten; mehre Hofleute folgten ihnen, und jetzt, sie ahnete es, da Alles sich beugte — nahte die Mutter des Königs, Louise von Savoyen, Herzogin von Angouleme.

Sie trat ein, und wie erstaunte Adelaide, als sie in ihrem Führer den jungen Ritter erkannte, der sich vor kurzem mit ihr so angelegentlich unterhalten hatte. — Als Louise von Savoyen die beiden Frauen erblickte, hielt sie an und winkte ihnen, näher zu treten. — Wer seyd Ihr? fragte sie mit gnädiger Herablassung.

Die Gattin des Ritters d'Armencourt steht mit ihrer Tochter vor Ew. Hoheit!

So seyd mir willkommen! — sagte Louise von Savoyen — Euer Eheherr war stets ein treuer Anhänger des Hauses Angouleme. Ich empfehle den würdigen Greis der Gnade Ew. Majestät, so wie auch dieses junge Fräulein, welches ich in meinem Hofstaate aufgenommen habe! — Sie faßte bei diesen Worten die Hand Adelaide's, die kaum den Blick nach dem jungen Könige aufzuschlagen wagte.

Wir kennen uns schon! — sagte dieser lächelnd — kurz vor Eurer Ankunft, Mutter, habe ich die Bekanntschaft dieser hocherglühten Rose gemacht, die wirklich verdiente, aus der Bretagne an Euern Hof versetzt zu werden.

Adelaide vermochte nicht ein Wort zu sagen, nicht einmal die Augen nach dem Könige aufzuheben; aber eben diese Verlegenheit machte sie noch schöner, und der Blick des jungen Königs ruhte lange mit Wohlgefallen auf der jugendlichen, verschämten Gestalt.

Verweilt nur hier, bis ich Euch werde rufen lassen! sagte jetzt die Herzogin von Angouleme,

und gab lächelnd dem Könige die Hand, der sie nun in die prachtvoll eingerichteten Zimmer führte.

Hatten früher nur die neugierigen Edelknaben mit kecken Blicken Adelaide betrachtet, so ruhten jetzt Aller Augen auf ihr, und selbst die Neugier, die Alles nach den Zimmern der Herzogin trieb, verweilte gern einige Augenblicke bei dem neuen Hoffräulein, welches so gnädig von der mächtigen Louise von Savoyen, so freundlich von dem ritterlichen Könige empfangen worden war.

Nach und nach hatten sich die Neugierigen entfernt und nur die näheren Umgebungen des Königs waren zurückgeblieben; einer aber der Ritter folgte der Menge nicht, sondern blieb in sich gekehrt an der Thüre des Gemaches stehen. Auch er sah zuweilen nach Adelaide, jedoch nicht mit keckem, unbescheidenem Blicke; theilnehmend ruhte sein Auge auf den lieblichen Zügen des Mädchens, welches jetzt in das Fenster getreten, ihre Verlegenheit zu verbergen, hinunter auf das Gewühl im Schloßhofe sah.

Noch weilte der Mann, mit seinen Blicken zuweilen Adelaide treffend, als Bonnivet, des Königs Liebling, zu ihm trat. — Schon wieder so

in Gedanken, Chevalier! — sagte er lächelnd — wäret Ihr nicht ein abgesagter Feind aller schönen Frauen, ich glaubte wirklich, diese Rose aus Betragne, wie sie der König nannte, habe Euch hier festgebannt.

Wann geht der Zug nach Lyon? fragte der Ernste, statt Bonnivet auf die spöttische Frage zu antworten. — Weiß ich's? — erwiederte dieser — fragt Lautrec oder den Connetable, die wissen mehr als ich. Denn was wüßte Louise von Savoyen, was wüßte die schöne Chateaubriant nicht! So lange die uns hier brauchen, ist an keine Abreise zu denken. So lange den Connetable seine Susanne von Beaujeu langweilt, er der Herzogin von Angouleme huldigt, und die Chateaubriant sich mit dem Könige begnügt —

Herr Admiral! — unterbrach ihn der Chevalier ernst — laßt Eure gekränkte Eitelkeit schweigen, und wirkt lieber wohlthätig auf den Geist unsers Herrn, daß er sich zum Heile Frankreichs lenke.

Eben das, mein junger Mentor! — erwiederte Bonnivet lächelnd — das habe ich vorhin bedacht. Als ich den König vor jener Bretagner Rose ste-

hen sah, raunte mir Brion leise in's Ohr: Man muß Gift mit Gift vertreiben! — Es war ein kluger, verständiger Gedanke.

Herr Admiral! — sagte der Ritter und faßte seine Hand — Auch dieses Auge, auch dieses zarte, sittige Wesen, die Anmuth und Unschuld flößt Euch nicht Achtung ein, auch sie könntet Ihr Euren ehrsüchtigen Planen opfern?

Da trat ein Mann von edler, hoher Gestalt, doch schrecklich im Gesichte zerfetzt, zu ihnen. Bonnivet brach das Gespräch schnell ab. Doch ohne sich lange bei ihnen aufzuhalten, wendete jener sich zu den beiden Frauen, und mit einem Blicke rasch Adelaide's Gestalt überschauend, sagte er mit zutraulichem Tone: Ihr seyd, würdige Frau, die Gattin Heinrichs d'Armencourt? Ich erinnere mich seiner, wir fochten beide bei Ravenna. Kann ich Euch hier auf dem glatten, schlüpfrigen Boden des Hofes nützlich seyn, so könnt Ihr auf mich, als den Freund Eures Gemahls, sicher rechnen.

Und wer ist der Mann, der mir so freundlich entgegen kommt? erwiederte die Matrone.

Ich bin der Marschall Lautrec!

Kaum hatte die Dame d'Armencourt diese Worte

vernommen, als sie sich tief und ehrfurchtvoll vor dem Bruder der Chateaubriant, dieser allmächtigen Geliebten Franz des Ersten, verneigte. — Gnädigster Herr! — sagte sie im unterwürfigsten Tone — Ihr erzeigt mir zu viel Ehre; wollt Ihr aus Freundschaft für meinen Gatten Euch meiner Tochter annehmen, so werde ich Eure Huld dankbar erkennen.

Nun, mein Fräulein! — fuhr der Marschall fort — wollt Ihr Euch mir anvertrauen? Meine Schwester, die Herzogin von Chateaubriant, wird als Freundin für Euch sorgen.

Im Dienste der Herzogin von Angouleme, — erwiederte Adelaide, und ihre Wangen umzog Purpur, — wär' es übereilt, Herr Marschall, mich anderem Schutze anzuvertrauen, als dem meiner Gebieterin!

Ihr kennt den Hof noch wenig, mein Fräulein! kennt die Verhältnisse noch nicht, in welche Ihr tretet, — sagte jetzt Lautrec, und konnte kaum seine Empfindlichkeit unterdrücken. — Ihr würdet sonst meine Höflichkeit nicht so zurückweisen.

Adelaide verneigte sich und schwieg.

Das Mädchen aus der Provinz scheint mehr

Muth und mehr Stolz zu besitzen, als ich ihr zugetraut! sagte Bonnivet leise zu dem Chevalier de Theis; dieser schwieg, den Blick unverwandt auf Adelaide gerichtet.

Nach einigen verbindlichen Worten, die der Marschall der Frau von Armencourt gesagt hatte, empfahl er sich und wollte wieder in das Zimmer der Herzogin von Angouleme zurückkehren, als der König heraustrat.

Folge mir, Bonnivet! — sagte er rasch zu diesem. — Ah! Lautrec hat wohl, indeß ich meiner Mutter alle das Schöne zeigte, wodurch Italien ihr gehuldigt, auch das Schöne aus der Bretagne bewundert? — Ihr seyd ein Kenner! — fuhr er halblaut fort — und müßt gestehen, daß diese Frische, dieser liebliche Mund, diese dunkeln Augen nicht leicht schöner an unserm Hofe zu finden sind. — Die Pension auf die Zölle von Rennes ist Eurem Gatten versichert, — sagte er jetzt, sich huldreich zu der Dame d'Armencourt wendend, — und für die Bedürfnisse Eurer Tochter wird meine Mutter sorgen. Gehabt Euch wohl! — Er warf noch im Abgehen einen durchdringenden Blick auf Adelaide und verließ das Zimmer.

Ich wünsche Euch Glück! sagte im Vorbeigehen Bonnivet zu dieser. — Gott schütze Euch! murmelte dumpf für sich der Chevalier und verließ die Gemächer der Herzogin von Angouleme.

Diese letzten Worte waren Adelaide nicht entgangen. Die neue Welt, in die sie treten sollte, und welche ihr heitrer Sinn sich so lieblich ausgeschmückt hatte, erschien ihr schon jetzt lange nicht mehr so lockend, als während des beschwerlichen Weges von Mont Aubert bis Paris. Der Gedanke, unter dem besondern Schutze der Chateaubriant zu stehen, von der das Gerücht selbst bis auf das einsame Bergschloß in Bretagne gedrungen war, erweckte in ihr eine qualvolle Angst, und ohne eigentlich zu wissen, weßhalb, schauderte sie bei dem Gedanken, einer Chateaubriant nahe zu stehen.

Die Hofleute verließen die Gemächer der Herzogin, und als es nun still in den Zimmern wurde, schlug auch Adelaide das Herz bänger. Jetzt trat ein Hoffräulein ein und brachte ihnen den Befehl, vor ihrer Gebieterin zu erscheinen. Sie folgten, fanden jedoch die Herzogin nicht in dem großen Gemache; sie saß nachlässig auf einem Ruhebett

in dem Cabinet, und legte bei ihrem Eintritt ein Buch aus der Hand.

Adelaide hatte jetzt Zeit, sie näher zu betrachten. Es war eine Frau, kaum vierzig Jahre alt. Die Frische der Jugend hatte sie auch in ihr reiferes Alter begleitet, und manches Schicksal aus früherer Zeit, manchen Kummer, den ihr Anna von Bretagne bereitet, hatte das Glück, ihren geliebten Sohn auf dem Throne Frankreichs, und sich durch ihn als Beherrscherin dieses schönen Reiches zu sehen, wieder verwischt. Ihr großes, dunkeles, sprechendes Auge glühte noch feurig, noch war sie nicht Herr ihrer Leidenschaft, nahte ihr Karl von Bourbon, der Connetable. An Geist und Körper in voller Kraft, schien sie den Jahren zu trotzen und der Zeit zu spotten.

Willkommen in Paris! — sagte sie freundlich zu der Frau von Armencourt. — Willkommen, Adelaide! Seit ich Dich sah, freu' ich mich, die Tochter eines so wackern Mannes, der immer unserm Hause treu sich bewährte, hierher beschieden zu haben; denn wahrlich, Du machst meinem Hofstaat Ehre, und ich wüßte nicht, wen selbst die Königin Claudia unter ihren Hoffräulein Dir gleich

stellen könnte! — Sie reichte der Mutter die Hand zum Kuß, und strich Adelaide's erglühte Wange.

Deiner stillen Einsamkeit zu Mont Aubert — fuhr sie fort — bist Du jetzt entrissen; an dem Hofe des Königs, meines Sohnes, wird Dir die Welt ganz anders entgegen treten, als in den Mauern Deiner väterlichen Burg. Was Du Dir herrlich und glänzend geträumt hast, wird Dir trübe erscheinen, manches, das Du noch nicht ahnest, Dich mit unbekannter Wonne beglücken. Es giebt der Freuden hier so viele, mein Kind! die Leidenschaften finden hier ihre Quellen und ihre Nahrung, aber das Herz bleibt oft leer bei allen Genüssen, bei allen Freuden. — Hüte Dein Herz, denn noch les' ich in dessen Spiegel, daß es frei und sorglos in Deinem Busen schlägt, — und naht der Augenblick, so vertraue mir!

Adelaide neigte sich vor der fürstlichen Frau, die ihre zweite Mutter zu werden versprach. Thränen der Freude entrannen der alten Matrone, und die Herzogin segnend, bezogen sie die ihnen angewiesenen Zimmer.

3.

Von ihrer Mutter, welche nach Mont Aubert zurückgekehrt war, schon seit mehren Tagen verlassen, hatte Adelaide ihren Eintritt in die große Welt, in das Leben des Hofes begonnen. Schön, liebenswürdig, voll Anmuth des Geistes, mit einer Lebendigkeit, die alles schnell auffaßte und sich zu eigen machte, mußte sie die Aufmerksamkeit der Männer auf sich ziehen. Auch Franz der Erste schien fortdauernd ihr sein Wohlwollen zu schenken, und die ängstliche Scheu, mit welcher sie jeder Auszeichnung sich zu entziehen suchte, schien den jungen, feurigen, an keinen Widerstand gewöhnten Monarchen immer noch stärker an sie zu fesseln, so daß die eine Hofpartei, an deren Spitze der Günstling des Königs, der Admiral Bonnivet, stand, schon die Hoffnung nährte, in ihr eine Stütze gegen die Macht der gefürchteten Chateaubriant zu finden.

Die Herzogin von Angouleme, welche sonst auf alles, was den König, seine Neigungen und Entschlüsse betraf, ein ängstlich-wachsames Auge hatte und jeden Vorfall, jede Begebenheit zu ihrem Zwecke

zu lenken suchte, schien bei seinen Aufmerksamkeiten für Adelaide gleichgültig. Sie wollte den König weder von ihr ablenken, noch sie ihm entgegen führen, und jedermann wunderte sich über ihre gleichmüthige Unthätigkeit, die doch nicht im mindesten in ihrem Charakter lag. Zu gutmüthig, ein junges Mädchen ihrer Politik zu opfern, welches ihr der Vater, ein alter Diener ihres Hauses, in ihren mütterlichen Schutz gegeben, freute sie sich doch, in Adelaide ein Mittel zu finden, der Chateaubriant, die so ganz des Königs Herz gefesselt hatte, wehe zu thun; und da überdieß die Abreise Franz des Ersten nach Lyon, von wo er mit dem Heere nach Italien ziehen wollte, so nahe bevor stand, glaubte sie auch nicht für Adelaide fürchten zu müssen.

Diese aber schwebte in der peinlichsten Unruhe. Ihr entging die Auszeichnung nicht, die ihr der König bewies, ihr entging die Regung nicht, welche diese Aufmerksamkeit wohlthuend in ihrem Innern erweckte, und wo hätte auch ein Mädchen bei der Galanterie eines zwei und zwanzigjährigen ritterlichen Königs ganz gleichgültig bleiben können! Aber Adelaide's Selbstgefühl, ihr Stolz, ihre Tu-

gend unterdrückten diese Regung, und jedes Bild, welches sich von ihm ihrem Busen aufzudringen suchte, verwischte schnell ihr stolzer Sinn.

Im stäten Kampfe mit sich, in stäter Aengstlichkeit, in ihr Benehmen gegen den Monarchen zu viel oder zu wenig Kälte zu legen, mußte ihr jeder Tag, jedes Fest drückend seyn, und nur zu oft wünschte sie sich dann in ihr väterliches Schloß nach Mont Aubert zurück. Sie hatte hier keine Freundin, welcher sie ihre Verlegenheit mittheilen, kein weibliches Herz, in das sie ihre quälenden Sorgen ausschütten konnte; allein stand sie, denn sich ihrer Gebieterin vertrauend zu nahen, hatte sie nicht den Muth, und konnte ihn auch nicht haben.

Mit diesem Gefühle befand sie sich an einem der Feste, welche die kriegerischen Bewegungen des Hofes verbergen sollten, in tiefes Nachdenken versunken in einem Fenster. Eben hatte sie Bonnivet verlassen, der zwar nur leise und behutsam, doch i h r verständlich genug, sie von dem Könige, seiner Liebenswürdigkeit und Theilnahme für sie unterhalten hatte, als der Chevalier de Theis zu ihr trat. — Fräulein! — sagte er so freundlich, als

sein ernster Blick es vermochte, — Ihr scheint in Gedanken, wahrscheinlich über das, was Euch der Admiral Bonnivet so eben sagte; nehmt Euch das nicht so sehr zu Herzen, bleibt nur Euren Grundsätzen getreu, und Ihr werdet in Euch selbst den sichersten Schutz gegen dergleichen lockende Reden finden. Doch darf ich Euch rathen, so vertraut lieber dem zerfetzten Gesichte des Marschalls, als dem des schönen Bonnivet, und haltet Euch mehr zu der Chateaubriant, dieser Belladonna; sie sey für Euch ein Gegengift. Scheuet nicht, ihr zu nahen, wenn auch Euer besseres Ich sich dagegen sträubt. Am Hofe Franz des Ersten bedarf man der Verstellung. —

Erstaunt sah Adelaide dem ernsten, schönen Mann in's Gesicht, und fand keine Worte, ihm zu antworten. —

Ihr staunt, — fuhr er fort — daß ich so offen, so frei Euch meinen Rath fast aufdringe, ich, den Ihr bis jetzt wohl nur wenig mit Frauen des Hofes sprechen saht. Ich nehme Theil an Euch, Ihr dauert mich, ich schaue in Euer reines Gemüth, dort sehe ich den Kampf, und würde Euch gern beistehen, wenn ich es vermöchte. Ihr seyd eine

seltene Blume am Hofe zu Paris, selten an Liebreiz und Unschuld! — Bei diesen Worten verbeugte er sich schnell, verließ die noch Staunende, und trat zu seinem Jugendfreunde Philipp de la Tour, Herrn von Vatillen, der eben eingetreten, heute nach langer Abwesenheit wieder am Hofe erschien, um dem Könige für die Compagnie Avanturirer zu danken, die ihm der Monarch, auf Vorsprache des Connetables, in der neu errichteten Abtheilung Fußvolks unter Peter von Navarra verliehen hatte.

Pierre de Theis und Philipp de Vatillen, aus einer Provinz, der Dauphiné, gebürtig, von ihrer Kindheit an innige Freunde, freuten sich herzlich, sich hier und in gleicher Lage zu finden; denn auch Ersteren hatte sich Peter von Navarra vom Könige zu den Avanturirern, wie man diese Heerabtheilung nannte, ausgebeten. Schon nach der ersten Bewillkommnung äußerte Philipp seine Verwunderung, daß er seinen Freund so lange mit einer jungen Dame habe sprechen sehen, da er ihn sonst nur als einen Weiberfeind kenne. — Wer ist diese Glückliche? — fragte er den Chevalier —

Noch

Noch steht sie sinnend auf der Stelle, wo Du sie verließest; sie ist bei Gott schön, und wohl werth, von Dir beachtet zu werden!

Es ist Adelaide d'Armencourt aus der Bretagne, erst kürzlich am Hofe, wie Du leicht wirst sehen können; soll ich Dich ihr vorstellen?

Wenn Du willst, mit Freuden nahe ich mich ihr! — rief Philipp — Du weißt, ich fürchte bei den Rosen die Dornen nicht so wie Du; ich nahe mich vorsichtig, pflücke, wo ich kann, und hüte mich wohl, mich zu stechen.

Hoffentlich wird hier die Unschuld Dir zu viel Achtung einflößen, um die Hand nach ihr auszustrecken, erwiederte der Chevalier ernst.

Lächelnd folgte Vatillen seinem Freunde, welcher ihn dem Fräulein vorstellte. Adelaide, aus ihrem Sinnen aufgeschreckt, empfing sie zerstreut, und schien es gar nicht zu bemerken, daß Vatillens Blicke fest und mit Wohlgefallen auf ihr ruhten, während der Chevalier beide mit ernstem Auge betrachtete. Lautrec, der sich ihnen nahte, störte die kaum begonnene Unterhaltung, und da es schien, dieser gefürchtete Bruder der Herzogin von Cha-

teaubriant wünsche mit dem Fräulein allein zu sprechen, zogen sich die beiden Edeln aus der Dauphiné bescheiden zurück.

Adelaide's Auge folgte ihnen. — Tiefen Eindruck hatten des Chevaliers Worte auf sie gemacht; auch Philipp von Vatillens hohe Gestalt, die sie jetzt erst im Abgehen bemerkte, schien ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, so daß der Marschall, den sie unbeachtet stehen ließ, fast unwillig fragte: Wem gelten Eure Blicke? dem Schmetterlinge oder der Eule aus der Dauphiné? Ihr saht beiden so sinnend nach, daß ich fast nicht weiß, ob ich es wagen darf, Euch mit meinem Auftrage in Euren Betrachtungen zu stören.

Ich bitte, Herr Marschall! — erwiederte das Fräulein, sich schnell fassend, — ihn mir mitzutheilen, ich bin ganz Ohr.

Meine Schwester wünscht Euch zu sprechen, findet Euch heute Abend gegen acht Uhr in ihrem Gemache ein. Was sie Euch zu sagen hat, ist zu Eurem Beßten. Erfüllet die Wünsche der Herzogin von Chateaubriant, hofft dann alles von ihr, wo nicht, so fürchtet alles! — Ohne ihre Antwort abzuwarten, verließ er sie, die in neuer Verlegen-

heit da stand, als die Herzogin von Angouleme ihr winkte. Sie folgte der Gebieterin auf ihr Zimmer, welche sie dort sogleich fragte: Was wollte Lautrec von Dir?

Verlegen erröthend, säumte das Fräulein einen Augenblick mit der Antwort.

Bist Du ungewiß, Adelaide, — sagte Louise von Savoyen nicht ohne Heftigkeit — ob Du mir Dein Vertrauen schenken willst, oder legst Du der Chateaubriant Gunst gegen die meine auf die Wagschale? Thöriges Kind! Gunst des Königs, die nur auf Reize ihre Hoffnung gründet, ist ein wandelbares Gebäude. Die Macht der Chateaubriant ist die Macht der Sinne, selbst Du wärst vielleicht im Stande, sie jetzt zu zertrümmern.

Von Scham und Angst getrieben, beugte sich Adelaide schnell und küßte der Herzogin Hand, die jetzt, nach ihr niederblickend, auf etwas zu sinnen schien. — Laß dieß! — sagte sie endlich, die immer noch Gebückte aufhebend. — Laß, Kind! ich glaube Dein Herz zu kennen, das noch unverdorben, wohl zu schuldlos für diesen Hof ist. — Du bist zur Chateaubriant geladen?

Ja, Hoheit! erwiederte das Fräulein.

So geh' zu ihr. Höre, was sie Dir sagt, und gieb ihr auf alles, was sie von Dir verlangt, nur unbestimmte Antwort, vertraue es mir und befolge dann meinen Rath.

Mit einem bittenden Blicke, in welchem aber doch eine verneinende Antwort lag, stand Adelaide vor der Herzogin und schien nicht Worte für das finden zu können, was in ihrem Innern laut geworden war.

Nun, Adelaide! — begann die Herzogin — scheint Dir mein Rath nicht wichtig genug, um ihn befolgen zu können, oder fühlst Du kein Vertrauen zu mir in Deiner Brust?

Ich fühle nur, Hoheit! — sagte das Fräulein schnell, als fürchte sie, ihre Empfindungen aussprechend, den Muth zu verlieren, — ich fühle, daß ich wohl das, was die Herzogin von Chateaubriant mir anvertrauen könnte, in mir verschließen müßte.

Lächelnd strich Louise von Savoyen Adelaide's Stirn. — Armes Mädchen! — sagte sie — Hier am Hofe ist es anders, wie in Mont Aubert. Der gerade Sinn führt selten zum Ziele. Indessen — fuhr sie fort, und auf ihrem Gesichte blieb der

freundliche Zug, der sie auch noch in ihren spätern Jahren so anziehend machte, — Du willst Deinen eigenen Weg gehen? Gut! — schreite vorwärts, ich werde Dich beobachten; stehst Du hülflos, werde ich Dich nicht verlassen. — Sie reichte ihr die Hand und entließ sie.

4.

Ueber den langen Gang, der aus dem Hauptgebäude des Schlosses nach dem Flügel führte, in welchem die Gemächer der Herzogin von Chateaubriant waren, ging jetzt Adelaide nicht ohne Beklemmung. Die wenigen Lampen, die hier, vielleicht vorsätzlich, spärlicher angebracht waren, als in jedem anderen Theile des Schlosses, erleuchteten nur schwach den gewölbten Gang. Die einzelnen Statüen, welche hier und da zu seinem Schmucke in Nischen standen, wurden gar sonderbar von ihrem Scheine erhellt und warfen ihre langen Schatten wie dunkle Todtentücher über den getäfelten Fußboden, der jeden Schall, selbst den des leisesten Trittes, dumpf wiedergab.

Leise, aber eilig, als müsse sie dem Beobachter sich entziehen, schwebte das Fräulein über den Gang. Schon sah sie von ferne durch eine der Glasthüren das hell erleuchtete Vorzimmer der Herzogin, und das Wogen der Diener, welches, hinter den Scheiben aus der Dunkelheit des einsamen Ganges gesehen, wie ein Zauberleben ihr vorkam, gab ihr neuen Muth, als von den Stufen eines Fußgestelles eine Knabengestalt sich erhob und ihr nahte; Adelaide erschrak. Der Knabe reichte ihr eine Rose. — Der Schönsten — sagte er — schickt mein Gebieter die Königin der Blumen! Er weiht Euch hiermit zur Königin seines Herzens, und hofft Euch morgen bei dem Feste damit geschmückt zu sehen. — Der Kleine neigte sich, und ehe noch Adelaide von ihrem Staunen sich erholen konnte, war derselbe verschwunden, die Rose in ihren Händen.

Wer kann mich auf diesem Wege suchen und mir huldigend seine Boten senden? Sollte meine Gebieterin, sollte der König? — Aber bevor sie diese Gedanken ordnen konnte, trat eine Kammerfrau der Chateaubriant zu ihr, bat sie, ihr zu folgen, und führte sie durch eine geheime Thür in die Gemächer der Herzogin.

Staunend folgte ihr Adelaide, denn in einen Feenpalast schien sie eingeführt. — Geht nur bis in's dritte Zimmer, — sagte die Zofe — und erwartet dort die Herzogin. — Sie neigte sich und ließ Adelaide allein, die jetzt nur langsam vorwärts schritt und alles ringsum neugierig beschaute. Nicht die Pracht, wie in den Zimmern der Königin Claudia, nicht die Kunstschätze, wie in den Gemächern der Herzogin von Angouleme, fand sie; ein anderes Wesen ergoß sich hier. Pracht und Geschmack vereinigten sich zwar auch, aber ein sonderbarer Hauch breitete sich über das alles, ein Hauch, welcher die Brust der Jungfrau beengte, und Ahnungen und Bilder in ihr erweckten, die sie selbst nicht zu deuten wußte. Es war ihr, als ob hinter jedem Vorhange ein Knabe mit seinem Geschenke wieder hervortreten, die Figuren auf den Tapeten Leben bekommen müßten, als ob sie hier in diesem Rosendufte nicht allein seyn, ein ihr liebes Wesen sie begleiten müßte. Tief holte sie Athem, sich von der Beklemmung zu erholen, die das alles in ihr erweckte; weit öffnete sich ihr Auge, um durch das Halbdunkel zu schauen, das dämmernd die Gegenstände nur magisch zu erhellen schien. —

So schritt sie bis in das letzte Zimmer, wo ihr Auge über einem Ruhebette das Gemälde des jugendlichen Königs erblickte. Dieß schöne Bild fesselte plötzlich ihren umherschweifenden Blick, mit Wohlgefallen sah sie nach ihm auf, sonderbare Gedanken, Wünsche drängten sich in ihr, — und wenn nun der ritterliche Fürst mit seinem offenen, freundlichen Auge wohl einen kühnen Wunsch in ihrer jungen Brust erweckt hatte, dann stand immer der ernste Chevalier mit strafendem Blicke neben ihr, und sonderbar, ihm zur Seite auch Vatillen, den sie doch heute zum ersten Male gesehen hatte; er lächelte ihr freundlich entgegen.

Noch stand sie so, als eine liebliche, sanft tönende Stimme ihr sagte: Gefällt Euch das Bild?

Adelaide wandte sich erschrocken. Hinter ihr stand die Herzogin von Chateaubriant.

Gefällt Euch das Gemälde? fragte diese noch einmal.

Wem sollte das Bild unsers Königs nicht gefallen! antwortete Adelaide, denn schon war ihre Fassung wiedergekehrt.

Die Herzogin sah ihr noch einen Augenblick for-

schend in's Auge, dann warf sie sich nachläßig auf das Ruhebett, und sagte zu dem Fräulein: Setzt Euch, Adelaide d'Armencourt!

Adelaide setzte sich auf ein kleines Tabouret, welches zu den Füßen des Ruhebettes stand. Die Herzogin schwieg; das Fräulein wagte nicht, die Unterhaltung zu beginnen.

Fräulein d'Armencourt! — sagte endlich die Herzogin, nachdem sie diese lange mit durchdringendem, aber freundlichem Blicke betrachtet hatte. — Ihr kommt aus der Provinz, wo Ihr, wie ich vernommen, einfach, in der Stille erzogen seyd. Mont Aubert war Euch die Welt, der Mutter Sorge, des Vaters Vorsicht leitete Euch leicht auf dem ebenen Pfade der Alltäglichkeit, und so glaubtet Ihr vielleicht überall, selbst an des Königs Hofe, sicher zu gehen. — Sie schwieg. — Adelaide sah unbefangen in ihr leuchtendes Auge und schien noch mehres zu erwarten. — Auf Mont Aubert — fuhr die Herzogin fort — war Euer Spiegel wohl der einzige, der Euch zuweilen etwas Schönes sagte, und Ihr glaubtet ihm gern; hier, wo jede neue Blume der Neuheit wegen schon an-

zieht, schmeicheln Euch vielleicht so Manche, und Ihr glaubt, die Lippe meine es so treu, wie Euer Spiegel. Arme Adelaide, Ihr täuscht Euch!

Und worin, gnädige Frau? fragte das Fräulein.

Versteht Ihr mich wirklich nicht? — antwortete die Herzogin — oder hat Euch der Geist der Verstellung in dieser kurzen Zeit so schnell erfaßt, daß das offene Auge ein falscher Spiegel des Herzens wäre?

Nein, nein! — rief das Fräulein erröthend, aber zutraulich. — Was das Auge Euch sagt, ist die Sprache des Herzens!

Ist sie es wirklich?! rief die Chateaubriant.

Wirklich! erwiederte Adelaide.

So sagt mir — doch plötzlich hielt sie ein, Purpur überzog ihr Gesicht. — Wie gefällt es Euch am Hofe? fuhr sie einlenkend fort.

Meinem Frohsinn gefällt alles, Turnier, Ringelrennen, Tanz und Spiel.

Und Eurem Herzen?

Nicht alles!

Die Herzogin erhob sich, doch so, daß sie noch auf dem Ruhebette vor Adelaide sitzen blieb. — Und was gefällt ihm nicht? fragte sie nun.

Ach! — erwiederte das Fräulein — mein Herz ist ein thöriges Kind, unerfahren und vorlaut, weiß oft selbst nicht, was es will; klopft zuweilen, wo es ruhig schlagen sollte, und bleibt im ruhigen Gange, wo ich mir wohl sage, es könnte lauter schlagen. Auch giebt es mir nur wenig Kunde von sich, noch blieb es stumm.

Mädchen! — rief die Herzogin und stand auf; auch Adelaide verließ ihren Sitz. — Liegt diese Reinheit des Gemüthes wirklich in Deinem Herzen, so bewahre sie Gott! — Träume nur immer so fort; mögest Du nie erwachen, und die blendende Sonne mit ihren lockenden Strahlen Deinen Unschuldtraum nie verscheuchen! — Kind! — fuhr sie fort, und strich ihr die herabgefallenen Locken von der Stirn, — sey meines Schutzes gewiß, und wird Deinem Herzen die Sprache, so theile mir mit, was es Dir sagt; die Herzogin von Chateaubriant hat für die Freundschaft ein Herz, wie für die Liebe!

Adelaide neigte sich, und wollte ihr die Hand küssen, doch die Herzogin zog sie zu sich auf und küßte der Jungfrau Stirn.

Gnädige Frau! — sagte sie — Ihr habt mir

so herzliche Worte gesagt, und doch weiß ich noch nicht, weßhalb Ihr mich zu Euch beschieden.

Die Herzogin schwieg einen Augenblick, eine leichte Röthe überflog ihr schönes Gesicht, dann ergriff sie Adelaide's Hand, führte sie einige Schritte in das Zimmer, und blieb vor dem Bilde des Königs stehen. — Männerliebe, Adelaide! — sagte sie ernst — ist Sinnenrausch, je glühender, desto schneller ist die Flamme verloschen. Nicht eine einfache Blume, wie diese, die an Deinem Busen ruht — Adelaide gedachte des Liebesboten und erröthete — nicht eine einfache Blume gnügt ihrem veränderlichen Sinne. Kränze müssen sie sich winden zu ihrem Lebensglücke, Kränze von Blumen aller Arten; das Haideblümchen, wie die Rose, flechten sie ein, und ob die Geknickte verwelkt, ob sie entblättert im Kranze trauert, was kümmert sie das! Eine neu Erblühte ersetzt ihre Stelle, jene wird weggeworfen und vergessen.

Adelaide hatte während dessen ihr Auge gesenkt. Ohne der Männer Herz zu kennen, schien sie doch den Worten der Herzogin zu glauben, und aus dem Dunkel ihrer Gedanken trat der Chevalier vor sie. — Unwillkürlich sagte sie sich: dieser Ernste pflückt

nicht Blume auf Blume zum Kranze, und hätt' er mich gewählt, so wahrt' er mich auch treu. — Ihr Blick hob sich erglühend, traf das Bild des Königs, und sie erinnerte sich so Manches, welches dieser ihr gesagt, und es schien auch jetzt noch ihre Gedanken zu fesseln.

Wo waren Eure Gedanken jetzt? — fragte die Herzogin, und ein gewisser Ernst trat auf ihr Gesicht. — Höre mich, Mädchen! — fuhr sie fort — Die Lockung der Großen ist süß, ist bethörend, die Eitelkeit ruft durch sie uns zu: folge, du schwaches Herz — doch —

Der Stolz gebietet, fest zu stehen! — unterbrach Adelaide die Herzogin schnell, welche, über die Würde, mit der das Fräulein vor ihr stand, erstaunt, fast die Fassung verlor. — Ja, gnädige Frau! — fuhr Adelaide einlenkend fort — ich fürchte die Großen nicht und ihre Lockungen, nur die tiefe, innige Sprache des Herzens würde mein Herz verstehen können, wie ich fast glaube — und sie erwiedern — und diese kennt man am Hofe nicht.

Sonderbares Wesen, das so viel Bescheidenheit mit solchem Stolze eint! — sagte die Herzogin, als

Adelaide schwieg. — Gehe nicht so kühn Deinen Weg; oft glauben wir, uns töne die Sprache des Herzens, und wir täuschen uns bitter; oft glauben wir, das Herz nahe uns, und es sind nur die Sinne.

Gnädige Frau! — erwiederte Adelaide mit inniger Gutmüthigkeit — Ich sollte glauben, zu heilig sey die Sprache des Herzens, um sich durch Trug täuschen zu lassen, wenn man nicht selbst täuschen will. Ich kenne die Liebe nicht, kenne kaum mein Herz, das bis jetzt nur der Kindespflicht und der Freude entgegen schlug; aber ich glaube, mich sollten die Lockungen der Großen nicht trügen, weil ich nicht betrogen seyn will.

Die Herzogin lächelte. — Arme Blinde! — sagte sie, und streichelte Adelaide's Wangen. — Du sprichst von Liebe, und kennst sie nicht, Du trauest Deinem Herzen, und es ward noch nicht geprüft, Du glaubst Dich gewaffnet gegen Eitelkeit, und wenn —

Und wenn selbst der König sich bemühen wollte, mich zu bethören, wäre Adelaide d'Armencourt zu stolz, seinen Lockungen zu folgen! unterbrach sie die Herzogin schnell.

Die Chateaubriant erröthete. Die Worte Adelaide's hatten ihr wohl und wehe gethan, sie war beleidigt und beruhigt; sie zürnte dem Mädchen und freute sich ihrer. — Nun habe ich Dir nichts mehr zu sagen, — sagte sie mit holder Freundlichkeit. — Dein Selbstgefühl wird Dich besser schützen, als meine Warnung. Hüte Dich vor Bonnivet, er ist ein galanter Jäger; fehlt sein Herr das Wild, dann erst legt er an und trifft es sicher. Er ist schön, der schönste Mann Frankreichs! —

Adelaide schüttelte lächelnd ihr Haupt.

Sey meines Schutzes gewiß! — fuhr die Herzogin fort — Bleib' freundlich an meiner Seite, und Du wirst an mir eine treue Freundin finden.

Ich werde in der Entfernung bleiben, gnädige Frau, die Euer hoher Stand mir vorschreibt! erwiederte Adelaide, sich neigend; und als die Herzogin noch über diese demüthig-stolzen Worte nachdachte, stürzte durch eine Tapetenthür die Kammerfrau herein. — Der König! rief sie und verriegelte schnell hinter sich die Thür.

Schnell, Fräulein! — rief die Chateaubriant mit seltener Geistesgegenwart — schnell in mein

Cabinet, dort hinter jenen Vorhang! — Die Kammerfrau führte sie hin. — Zitternd, über die Ankunft des Königs erschrocken, trat Adelaide in das Schlaf-Cabinet, während die Herzogin mit lauter Stimme der Kammerfrau zurief: Oeffne die Thür, Babette!

Foi de gentilhomme! — rief der König im Hereintreten halb lächelnd, halb verdrießlich. — Sperrt Ihr mich doch aus, und laßt mich warten, als ob ich erst durch das Fegefeuer müßte, um in den Himmel eingelassen zu werden! Und Ihr, Herzogin! seyd so erhitzt, seht so verlegen aus. Waret Ihr nicht allein? — oder ist Euch sonst etwas begegnet?

Die Herzogin winkte der Kammerfrau, sich zu entfernen. — Mir ist nichts Unangenehmes begegnet, Sire! — sagte sie freundlich — nichts, was mich betrüben könnte. Ihr überraschtet mich; meinen Anzug zu ordnen, bedurfte es einiger Augenblicke, deshalb verzeiht! —

Wer müßte der schönen Chateaubriant nicht verzeihen, — sagte der König lächelnd — zumal, wenn er die Verzeihung auf so schöne Lippen drückt! — Er umschlang und küßte sie. — Ihr scheint mich

heute

heute so kalt zu empfangen, was ist Euch? Fürchtet Ihr, daß uns jemand belauscht, da Ihr meine Küsse kaum erwiedert? Glaubt Ihr, meine Mutter bewache meine Schritte und folge mir? Ach, die gute Frau von Savoyen hat genug mit ihrem Connetable und der Erziehung ihrer Hoffräulein zu thun, besonders seit Adelaide d'Armencourt am Hofe ist. Ihr habt sie doch bemerkt; nicht wahr, sie ist ein Engel? Stünde nicht Euer Bild, liebe Françoise, so fest, so wunderlieblich hier in meinem Herzen, die kleine Bretagnerin könnte mir wahrlich gefährlich werden, denn noch nie sah ich, als bei Euch, solche sprechende Augen, solchen Wuchs! —

Schnell flog die niedliche Hand der Herzogin auf des Königs Lippen und schloß sie. — Ich bitt' Euch, Sire, schweigt! Kennte ich das Fräulein nicht so genau, wüßt' ich nicht, daß ihr Herz schon versagt sey —

Ihr Herz?! — unterbrach sie der König — Weiß denn die Sittsame schon, daß sie ein Herz hat? — und wer ist der Glückliche?

Schnell durchlief die Herzogin alle Ritter, die sich Adelaide wohl zuweilen genaht hatten, um den

Glücklichen aufzufinden. — Der Chevalier de Theis! sagte sie endlich.

Was?! — rief der König lachend — Der Weiberhasser, der ernste Herr aus der Dauphiné?! — Nun, Glück auf, Ritter der düstern Gestalt! hast Du Deinen Schild nur zum Preise dieser Schönen erhoben, so hast Du Recht gethan. Françoise! — sagte der König lächelnd — kehren wir siegreich aus Italien zurück, so wollen wir die Hochzeit ausrichten; prächtige, geschmackvolle Turniere sollen sie verherrlichen, und den Chevalier, diesen ernsten Krieggefährten Bayards, wollen wir mit Rosen schmücken, und doch — bald hätte ich über Adelaide d'Armencourt und ihren Ritter vergessen, weßhalb ich heute eigentlich zu Euch kam. Nicht Euch allein gilt mein Besuch. Ich war bei meiner Mutter; Gott weiß, wie wir auf die heilige Schrift und auf die Magdalene kamen, und sie behauptete, noch keine habe sie gesehen, in welcher die vergangenen Sünden durch die heilige Andacht schimmerten. Die Meister hätten sie stets bekehrt, und nicht auf dem Wege der Bekehrung erst begriffen, aufgefaßt; da dachte ich des herrlichen Bildes in Eurem Schlaf-Cabinet — mußte ich

mich dessen nicht erinnern? — und eilte deshalb hierher, um es zu holen. Marot wartet draußen, es meiner Mutter zu bringen.

Die Chateaubriant konnte kaum ihre Verlegenheit bergen, doch behielt sie Gegenwart des Geistes genug, zu klingeln.

Was wollt Ihr?! sagte der König aufspringend.

Babette soll das Gemälde holen und es Marot geben.

Laßt Babette nur draußen! — unterbrach sie der König — Zu lieb ist mir der Gang in dieß Cabinet, als daß ich ihn einem Andern übertragen sollte! — Er wollte hinein.

Erlaubt! — rief die Herzogin, ihn aufhaltend. — Geht nicht hinein; ich bitt' Euch, Sire!

Und weßhalb? — fragte der König, und sein Gesicht schien ernst zu werden. — Ihr erröthet, Ihr seyd verlegen? Ich ahne ein Geheimniß; laßt mich! — Bei diesen Worten eilte er nach dem Cabinet, öffnete den Vorhang, der es von der Herzogin Boudoir trennte, und Adelaide trat ihm schüchtern und erröthend entgegen.

Wie, Fräulein d'Armencourt! Ihr hier, und in der Herzogin Cabinet?! rief der König.

Ja, Sire! — erwiederte das Fräulein, sich ehrerbietig neigend. — Auf Befehl der Herzogin sieht Eure Majestät mich hier.

So habt Ihr uns belauscht? — fuhr der König lächelnd fort — habt unsre Unterhaltung, die Euch betraf, gehört?

Adelaide schwieg, und Purpurgluth überzog ihre Wangen.

Ihr glüht ja wie eine Provencer Rose, Fräulein! und beschämt jene eben Entknospete, die, ich wollte schwören, irgend eine sinnige Deutung für Euch hat!

Wie ein Blitzstrahl durchfuhr der Gedanke Adelaide, der Knabe sey ein Bote des Königs gewesen. Sie nahm lächelnd die Rose. — Sire! — sprach sie, selbige dem Könige mit würdevollem Anstande reichend. — Die Königin der Blumen gebührt dem Könige, nur als solche hat sie Werth für mich, und ich fühle mich geehrt, wenn Ew. Majestät sie von mir annehmen.

Wahrlich, — rief Franz — ein freundlich, liebes Geschenk! Die Rose, das Bild der Liebe, mir vom Altar der Unschuld gereicht, muß mir Freude machen. Ihr erlaubt doch, Herzogin! — rief er,

sich zur Chateaubriant wendend, — daß ich es annehmen und mich morgen damit schmücken darf?

Die Herzogin konnte ihren innern Unmuth nicht ganz verbergen; doch zu gewandt, um die Sache nicht schnell von der leichten Seite zu nehmen, betrachtete sie die Rose, und da sie zufällig keine Dornen an ihr fand, sagte sie lächelnd: Nun wohl, Sire! nehmt sie, sie ist dornlos und wird Euch nicht verwunden.

Ich danke Euch, Fräulein d'Armencourt! — sagte der König, sich leicht gegen Adelaide neigend, — ich werde mich noch oft der freundlichen Ueberraschung erinnern, die Ihr mir heute doppelt bereitet habt. — Er neigte sich verbindlich vor der Herzogin, und sagte ihr leise: Verzeiht, wenn ich Euch überraschte! ich wußte, daß Adelaide bei Euch war, und konnte mir die Freude nicht versagen, Euch in Verlegenheit zu setzen. — Dann begrüßte ein freundlicher Blick das Fräulein; die Tapetenthür schloß sich hinter ihm, ohne daß er weiter der Magdalene gedachte.

Adelaide! — sagte die Herzogin nach einer Pause — Ihr habt Euch mit Feinheit aus einer Verlegenheit gezogen; ich glaube aber fast, Ihr

hättet besser gethan, die Rose dem Könige nicht zu geben.

Ich glaube es selbst! erwiederte Adelaide nach einigem Nachdenken.

Es lag eine Deutung in diesem Geschenke. — Das Bild der Liebe vom Altar der Unschuld!

Ihr erschreckt mich, gnädige Frau!

Seyd vorsichtig, Fräulein! — fuhr die Herzogin fort — Vertraut nicht zu sehr auf Euch selbst, Ihr steht auf schlüpfrigem Pfade!

Ich werde nicht fallen! erwiederte das Fräulein mit Zuversicht.

Wohl Euch! aber vergeßt meine Warnung nicht. Schlaft wohl!

Adelaide neigte sich und wollte eben gehen, doch schnell wendete sie sich. — Gnädige Frau! — sagte sie zu der Herzogin — Ihr sagtet dem Könige von einem Verhältnisse zwischen mir und dem Chevalier de Theis. Was konnte Eure Absicht seyn, mich zu beschämen, was konnte es Euch nützen, dem Könige etwas zu berichten, das nicht ist?

Adelaide! — entgegnete die Chateaubriant, und es schien sie zu gereuen, daß sie sich auf Unkosten des Mädchens, das wie ein zürnender Engel vor

ihr stand, aus einer Verlegenheit gezogen hatte. — Ich will schon eine Gelegenheit ergreifen, dem Könige die Wahrheit zu berichten, werdet deshalb nicht böse auf mich! — Sie schellte, Babette trat ein. — Schlaft wohl, schlaft ruhig! — sagte sie, Adelaide küssend, die der Babette folgte und sie verließ.

Als sie durch den langen Gang schritt und an die Statüe kam, auf deren Fußgestell der Knabe gesessen, ward sie ängstlich. Der König hatte ihn nicht gesandt, dessen war sie jetzt gewiß; wer konnte es aber gewagt haben?

5.

Während Adelaide bei der Herzogin von Chateaubriant war, saßen die beiden Freunde traulich beisammen. Vatillen erzählte von ihrem lieben Vaterlande, der Dauphiné, von den Freunden und Verwandten, die sie dort zurückgelassen. Die Rückerinnerung an so manche frohe Stunden der Jugend trieb die Zeit auf raschen Flügeln an ihnen vorüber. Endlich kamen sie unvermerkt auf den bevorstehenden Feldzug, wo beide, unter dem krieg-

erfahrenen Peter von Navarra, zum ersten Male unter den Augen ihres jugendlichen Königs fechten sollten. Der Rittergeist erfaßte sie bei diesem Gedanken, begeistert hob der Chevalier den Becher und rief: Philipp! wir waren Freunde von unserer Kindheit an, Freunde im Jünglingalter; jetzt sind wir Waffenbrüder, meine Fahne weht neben der Deinigen, mein Auge kann im Kampfe das Deine sehen! Brüder also in Noth, Gefahr und Tod! — Die Becher klangen, innig ruhte Hand in Hand.

Nach einem ernsten Schweigen ergriff der frohgemuthete, lebelustige Vatillen seinen Becher. — Freund! — rief er — dem fröhlichen Sinne diesen Becher; er begleite uns auf das Schlachtfeld, er verlasse uns nicht in der Einsamkeit! — Der Chevalier leerte den seinigen lächelnd. — Nun, bei Gott! — rief Vatillen — das erste Lächeln, welches ich bei dieser Gesundheit von Dir sehe. Du bist auf guten Wegen, darum noch einen Becher — und wenn die rosenumkränzte Fee, der ich ihn weihe, Dir auch ein Lächeln abgewinnt, dann drück' ich Dich noch einmal so innig an meine Brust, denn dann verstehst Du mich ganz!

Gefüllt ist der Becher, — sagte der Chevalier, und hob ihn in die Höhe, — nun, nenne mir Deine Rosenfarbene, damit ich wissen kann, ob sie meiner Huldigung werth ist!

Ob sie Deiner Huldigung werth ist?! — rief Vatillen — Armer Freund, wenn Du bei ihrem Namen nicht erbebst! — Doch ich will nicht schon vorher den Stab über Dich brechen. Der Liebe gilt dieser Becher, und — Adelaide d'Armencourt, der Huldin! denn nie sah ich solchen Engel, nie gleichen Liebreiz in weiblicher Gestalt, nie diesen Ernst mit solcher Milde verschmolzen. — Adelaide! — rief er noch einmal, leerte den Becher, und als nun sein Auge den Freund traf, und er diesen, finster vor sich hinblickend, den Becher niedersetzen sah, fuhr er heftig auf. — Nein, Pierre! daß Du bei diesem Namen kalt wie der Montblanc dastehst, und Dein Blut nicht einmal, wie dieser Gletscher beim Strahl der Mittagsonne, tropfenweis durch Deine verschrumpften Adern sich drängt, das vergebe Dir Gott, Du kalter Mensch! Du hast das Engelbild schon wochenlang angestarret, wie der Bauer aus den Cevennen ein heiliges Madonnenbild anstaunen würde, und hast nichts dabei ge-

fühlt; Du hast ihre Stimme gehört, diese schmelzenden Accorde von Sphärenharmonieen, und die Trompete, die zur Tafel rief, schallte Dir lieblicher. Und wisse — einmal nur habe ich sie gesehen, einmal nur den Zauberklang ihrer Stimme gehört, und dieser Ton, dieser Blick hat für das Leben mein Schicksal bestimmt. Die Gluth, die sie in mir angefacht, ist die Flamme meines Daseyns, mit ihr höre auch ich auf zu seyn! —

Mensch, Freund, Bruder! — Sieh nicht so starr in Deinen Becher, hebe Dein Auge nach mir, dem Entzückten, theile meine Freude; und wenn Du auch kalt bleibst bei Adelaide's Reizen, bleibe es nicht bei Deines Philipps Entzücken!

Schweigend streckte bei diesen Worten der Chevalier seine Rechte über die Tafel nach dem wonnetrunkenen Freunde, herzlich drückte er Vatillens Hand — aber schwieg.

Pierre! — rief dieser, als er des Chevaliers Auge feucht sah und er das Zittern der Freundeshand in der seinen fühlte. — Was ist Dir? Soll mir Dein Schweigen beredter seyn als Worte? Du bist bewegt! — Er trat zu ihm. — Mein

Bruder! sprich, was erschüttert Dein Gemüth, was geht in Deinem Innern vor?

Laß mich! — sagte der Chevalier — laß mich, guter Philipp! Du meinst es treu und gut mit mir, Du hast ein Recht, auch die geheimsten Falten meines Herzens zu durchschauen; aber das eine, was tief verborgen bleiben muß, das drückende Geheimniß laß mir allein. Du weißt, ich kann dem Schicksale trotzen und beuge mein Haupt nicht vor diesem Mächtigen, doch trag' ich seine Leiden gern allein!

Und willst mein Freund seyn?! — rief Vatillen lebhaft — Hast die Thorheiten, die Sünden meines Leichtsinns mit mir getragen und das Unglück, und ich sollte nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, da Du edler, guter Mensch wahrlich nur die Launen des Schicksals, nicht die Schuld zu tragen hast. Sag', was Dich quält! es muß viel seyn, da es Dich so weich stimmen kann. Ich habe Dir das erwachte Gefühl meines Herzens im Augenblicke seines Entstehens mitgetheilt, es Dir aufgeschlossen, meine Liebe Dir entdeckt, Dir gesagt, daß Adelaide, von der ich nicht einmal weiß, ob

ich hoffen darf, das ganze Glück meines Lebens macht — und Du —

Ich schweige, Philipp! meine Worte würden Dich nicht beglücken.

Starr sah ihn Vatillen an, immer gespannter wurde der Ausdruck seines Gesichtes, immer starrer sein Auge. — Pierre! — rief er jetzt, und ergriff des Freundes Hand. — Ich weiß, was Dir ist, ich kenne die Qual; Du liebst, liebst Adelaide d'Armencourt!

So ist es! — sagte der Chevalier dumpf vor sich hin — ich liebe sie!

Hand in Hand standen nach diesen ernsten Worten die Beiden, den Blick zur Erde gesenkt. Noch hielt die Freundschaft fest die Hände in einander, noch drängten sich die Herzen liebend entgegen. Doch wie lange, so stand Adelaide, dieser Engel, wie ein Dämon zwischen Beiden, zerriß das schöne Band der Jugend, und trennte zwei Herzen, die für einander geschaffen zu seyn glaubten! Noch standen sie so, noch zitterte Hand in Hand, als Pierre de Theis den ernsten Blick erhob und, ihn auf seinen Freund richtend, mit festem Tone begann:

Philipp! mein Weg war stets rauh, mein Sinn hat sich schon lange an das Entsagen gewöhnt; ich mache keine Ansprüche an das Leben und sein Glück, und die ersten, die ich machte, sollte ich sie mir mit dem Freunde erkaufen? Nein! Adelaide's Zauber soll nicht zerreißen, was schon die Kinderjahre knüpften — ich habe dulden gelernt. Sey glücklich, mein Philipp! — Er drückte innig, herzlich dem Freunde die Hand, der stürmisch an seine Brust sank, und sprachlos lange dort ruhte.

Endlich riß Vatillen sich los. Heiter blickte er auf. Ein sanftes Lächeln schwebte auf seinen Lippen und schien der freundliche Bote tröstender Worte zu seyn. — Pierre! — sagte er, und sein ganzes Herz schwebte auf diesem Worte dem Freunde entgegen. — Mein Pierre! soll Dein Philipp schlechter seyn, soll er weniger über sich vermögen als Du, mein edler Bruder? Nein, wahrlich nein! — Erst heute sah ich Adelaide, nur der Augenblick trug auf seinen flüchtigen Schwingen ihr Bild zu meinem Herzen, und mein leichter, froher Sinn vermochte ja so schnell tiefere Eindrücke zu verwischen, wie vielmehr den flüchtigen eines Augenblicks! Du aber, verschlossen für alles, was des Menschen Herz

mit leidenschaftlicher Gluth erfüllt, Du hast jetzt Deinen Tempel geöffnet; die Göttin trat ein, und schreitet sie je wieder von dannen, stürzt der Tempel hinter ihr in Trümmer. Nein, mein Bruder! schon oft fand ich eine Rose, von der ich glaubte, ohne sie blühe mir keine Blume mehr auf Erden; sie ward mir nicht, und Tausende entsproßten wieder um mich Fröhlichen her. Deshalb, doch ich habe ja nichts Dir zu opfern, weiß ich doch nicht, ob das Mädchen Vatillen nur beachtet hat, und Dir ist sie gewiß schon liebend genaht.

Sie mir nicht, so wenig, als ich ihr! — unterbrach ihn der Chevalier — Ich habe meine Gefühle in meinem Herzen verschlossen, und ohne Dich hätte ich sie verborgen mit über die Alpen genommen. Auch ich habe Dir nichts zu opfern. — Wir stehen uns gleich. Was Dein leichter Sinn zu verscheuchen glaubt, dem hoffe ich mit festem, kühnem Sinne entgegen zu treten.

Wohlan! — rief Vatillen nach einigem Nachdenken plötzlich aus — Wohlan, Pierre! höre nun mich! Wir lieben beide; beide hat bis jetzt die Hoffnung noch nicht beglückt. Laß uns nach dem Preise ringen. Wer von uns den Kranz sich er-

kämpft, drücke die Liebe an sein Herz, den Freund an seine Brust, und die Freude über des Bruders Glück trockne die Thräne getäuschter Hoffnung! Laß uns um Adelaide's Gunst werben, aber laß uns Freunde seyn und bleiben bis in den Tod. Sind wir beide nicht glücklich — dann tröste der Freund den Freund!

Es sey! — rief der Chevalier — auch die Liebe trenne nicht unsern Bund; auch zum Altare begleite der Bruder den Bruder! — Noch einmal ruhten sie Arm in Arm und schieden fester verbunden, als je.

6.

Das heutige Fest war glänzend. Es war der Namenstag der Herzogin von Alençon, der Schwester des Königs, der in der Folge so berühmten Königin Margarethe von Navarra. Der ganze Hof hatte sich mit besonderer Sorgfalt geschmückt, und unter Allen strahlte Adelaide d'Armencourt glänzend hervor. Selbst der Herzogin von Angouleme war dieß nicht entgangen, als Adelaide in

ihr Gemach trat; sie hatte sie mit den Worten empfangen: Wie schön bist Du heute, Adelaide! schön, wie eine Rose! Senke heute Deinen Blick, sonst verwundest Du tausend Herzen. — Doch diese Worte hauchten nur eine leichte Röthe über die Wangen des Fräuleins, bis zum Herzen drangen sie nicht. Einen tiefen Blick hatte sie in selbiges gethan, und mit ihm sich berathen, als sie gestern die Herzogin von Chateaubriant verlassen. Louise von Savoyen, die Herzogin, der König und Bonnivet, selbst Lautrec schwebten vor ihr, und so mancher Ritter des Hofes, der, sie auszeichnend, sich ihr genaht hatte. Aber das Bild der beiden Frauen erschien ihr unfreundlich; sie fühlte, daß sie in ihren Händen nur als Mittel diente, zu ihren Zwecken zu gelangen. Der König — wenn ihn Frankreichs Krone nicht geschmückt, nicht die Königin ihm zur Seite gestanden, und sein Benehmen mehr jene zarte Achtung für Frauen ausgedrückt hätte, die so selten da hervortritt, wo der Wunsch allein schon hinreicht, des Herzens Thore sich zu öffnen — hätte ihr wohl werth und theuer werden können. Bonnivet, der schöne, unwiderstehliche Günstling, war ihr zuwider. Die

Ei-

Eigenliebe, welche aus jedem seiner Worte sprach, das Bewußtseyn seiner Allmacht auf des Königs und der Frauen Herzen, gaben ihm fast die nämliche kühne Stellung gegen diese als dem Könige, nur daß hier die Majestät milderte, was dort des Günstlings Dünkel noch greller machte. — Der Marschall Lautrec mit seinem von vierzehn Wunden entstellten Gesichte, die ihn neben dem sterbenden jugendlichen Helden Gaston de Foix in der Schlacht von Ravenna ehrenvoll gezeichnet, war mehr im Stande abzuschrecken als anzuziehen; auch war der Ehrgeiz ganz an die Stelle der Liebe getreten, sie war ihm nur wichtig, in sofern sie seiner Schwester die Netze flocht, womit sie den König festhielt. Er konnte auf Adelaide keinen Eindruck machen; jedoch war ihr der herzliche Ton, mit dem er zu ihr sprach, nicht unangenehm. Aus den übrigen Rittern trat in ihren Augen keiner glänzend hervor. Vatillens Gestalt, sein sprechendes Auge hatten sie überrascht; doch flüchtig, wie diese Ueberraschung, war auch der Eindruck wieder verschwunden. — Nur der Chevalier de Theis, dieser ernste, schöne Mann, der schon, als sie an dem ersten Tage ihres Aufenthalts am Hofe in

den Zimmern der Herzogin von Angouleme erwartungvoll, verlegen stand, mit Theilnahme sich ihr genaht, und seitdem immer als warnender Freund ihr zur Seite gestanden hatte, nur der Chevalier trat aus diesem bunten Kreise als eine edle Gestalt hervor, die, mit Jugend und Schönheit geschmückt, auch troß des Ernstes ihr als eine freundliche erschien. Sie glaubte aus ihres Herzens Tiefe seinen Namen lauter, öfter zü hören, als die Namen aller Andern; doch war die Stimme so ernst, nicht lockend genug, um sie glauben zu lassen, es könne wohl die Liebe seyn, die seinen Namen ihr entgegen riefe.

In dieser Stimmung hatten die schmeichelhaften Worte der Herzogin sie getroffen, und ihr nicht wohl, nicht wehe gethan. In ihrem Gemüthe, in ihrem Herzen wollte sie den Born ihres Glückes finden, nicht in ihren leicht vergänglichen Reizen; sie war zu stolz, um Werth auf das wandelbare Geschenk der Natur zu legen, und es war ihr oft ein lästiger Schimmer, der die Männer anzog, und um welchen sie, den Mücken gleich, flatterten. Sie trat daher kalt und gleichgültig in das Gefolge der Herzogin zurück, die sich nun in den Versammlung-

saal begab, wo sie, bis auf den König und sein Gefolge, Alle beisammen fand.

Der Herr von Vatillen und der Chevalier waren eben im ernsten Gespräche mit dem Ritter Bayard, ihrem Landsmann, begriffen, und unterhielten sich wahrscheinlich von dem italischen Kriegszuge, als die Herzogin von Angouleme mit ihren Frauen hereintrat. War es Zufall, war es einer jener Schicksalsaugenblicke — Adelaide's Auge traf unter der großen Menge diese Beiden, deren Blicke wohl natürlich schnell auf ihrer holden Gestalt ruhten. Der Chevalier grüßte sie freundlich, Vatillen verbeugte sich ernst, als sie an ihnen vorbeischritt, faßte seines Freundes Hand und sagte leise zu ihm: Pierre! die Vorbedeutung, die ich mir selbst aufgestellt habe, ist nicht erfüllt, ich bin der Glückliche nicht.

Sagt mir, Vatillen! — unterbrach ihn der Ritter Bayard — was ist Euch? Sonst glühte bei dem Anblick der Schönheit Euer Auge, und ich habe Euch oft bewundert, wie Ihr, ein so ernster, wakkerer Krieger, so leicht, so flatternd um Weiber buhlen konntet; und jetzt, wahrlich bei dem eben besprochenen Zuge über die Alpen waret Ihr nicht

so finster als in diesem Augenblicke! Hat Euch vielleicht das Herz einer Jungfrau unserer Dauphiné so umgestimmt?

Wahrlich nicht! — erwiederte Vatillen — ich war noch der Alte als ich an den Hof kam, um nichts besser, um nichts schlechter.

Nun, Ihr habt ein Geheimniß in Eurer Brust verschlossen, — sagte Bayard — darum schweig' ich. Nach der Tafel also stelle ich Euch Don Pedro von Navarra vor; Ihr werdet an ihm einen tüchtigen Feldherrn finden, groß in seinen Planen, fest in ihrer Ausführung. — Er nickte ihnen freundlich, und wollte sie verlassen, als eben die Flügelthüren sich öffneten, und der König eintrat.

Der Monarch war zu dem Feste, welches er seiner geliebten Schwester gab, sorgfältig geschmückt. Um ein aufgeschlitztes, weißsammetnes Gewand hing der hellblaue, mit goldenen Lilien gestickte Mantel, der schwarzsammetne Hut, auf welchem in einer kostbaren Diamanten-Agraffe eine kleine Reiherfeder schwankte, bedeckte nur leicht seine braunen, üppig herabfallenden Locken, und zu Aller Erstaunen war unter diesem Diamantenschmuck eine einfache, fast verwelkte Rose geheftet, die,

wenn auch schon halb entblättert, doch trotz ihrer Bescheidenheit noch zu sagen schien: Ich bedeute mehr als alle strahlenden Juwelen über mir.

Niemand konnte sich diese Rose deuten, nur für die Herzogin von Chateaubriant und Adelaide d'Armencourt war sie kein Geheimniß, und noch für Einen, der erbleichend nach ihr starrte, und dem mit dem eben ihr entfallenen Blatte die Hoffnung entsank. Vatillen war dieser Unglückliche. Alles von der leichten Seite erfassend, hatte der Eindruck, den Adelaide's Anblick gestern auf ihn gemacht, ihn, ehe er es reiflich überlegte, zu einer Thorheit verleitet. Ohne selbst eigentlich zu wissen, warum, vielleicht nur die Eitelkeit des Mädchens zu prüfen, war, da er Lautrecs Unterredung mit Adelaide belauscht und ihren Besuch bei der Herzogin erfahren hatte, der Knabe mit der Rose von ihm in den Gang gestellt, welcher zu der Chateaubriant Gemächern führte, und so seiner Meinung nach ein Liebesabenteuer gewöhnlicher Art eingeleitet. Aber kaum war er auf sein Zimmer zurückgekehrt, als er nach einiger Ueberlegung fand, daß Adelaide d'Armencourt wohl eines ernsteren Blickes werth sey, und als er diesen auch

in sein Inneres gethan, gereute es ihn, daß er den Knaben und die Rose gesendet. — Nun wohl! — rief er eben aus, da der Chevalier gestern bei ihm eintrat, — so sey die Rose mir eine Schicksalsblume; trägt sie sie morgen, so blühet mir Hoffnung aus ihr entgegen!

Und sie trug sie nicht, aber wahrscheinlich war es die Schicksalsrose, welche den Hut des Königs schmückte. — Dieser schien heute besonders gnädig. Huldreich nahte er seiner Schwester und ihrem Gatten, dem Herzoge von Alençon, den er sonst nicht sehr auszuzeichnen pflegte; in den verbindlichsten Ausdrücken dankte er seiner Mutter für die geschmackvolle Anordnung des Festes, und war gegen den Connetable, Karl von Bourbon, ausgezeichnet freundlich. Als er jetzt mit dem Ritter Bayard sprach, und der Chevalier de Theis neben ihm stand, der sich bei des Königs Annäherung schnell zurückziehen wollte, befahl er ihm zu bleiben, sprach über so manchen ernsten Gegenstand mit dem Ritter ohne Furcht und Tadel, und wandte sich dann zu dem Chevalier de Theis. — Foi de gentilhomme, Chevalier! — sagte er lächelnd — Ihr habt noch den Dank für

den Tag bei Terouénne zu fordern, wo Ihr unter Bayard so heldenmüthig die Brücke vertheidigtet. Ich wüßte Euch nichts Besseres zu geben, als diese Rose! — Er nahm sie von seinem Hute und gab sie dem Chevalier, der, verwundert über dieß sonderbare Geschenk, dem Könige durch eine tiefe Verbeugung seinen Dank auszudrücken suchte.

König Franz lächelte, als er den Chevalier die Rose mit sonderbar ernstem, fast verdrießlichem Blicke an sein Kleid heften sah; er nickte ihm noch einmal freundlich zu. — Verwahrt sie gut! rief er, und ging eilig zu der Herzogin von Chateaubriant.

Nun wahrlich! — rief der Ritter Bayard mit Unmuth — Ein köstlicher Lohn für Deine Thaten, armer de Theis! Für Bonnivet paßte ein solcher eher als für Dich, Du ernster Krieger! Tröste Dich! Wirf die Rose weg, wenn Du nach Hause gehst, und denke: Auch ohne Belohnung alles für Gott und König!

Seyd Ihr nun mit mir zufrieden, schöne Adelaide? — sagte der Monarch halb leise, als er jetzt an dem Fräulein d'Armencourt vorbeiging. — Und

Ihr — wendete er sich schnell zur Herzogin von Chateaubriant, die eben mit Margarethe d'Alençon in einem ceremoniellen Gespräche begriffen war, — zürnt mir doch nun der Rose wegen nicht mehr?

Wer dürfte auf Euch zürnen? erwiederte die schöne Chateaubriant. — Wer könnte es? unterbrach sie die Herzogin von Alençon. Auch Louise von Savoyen trat zu ihnen, und da sie die Rose am Hute des Königs vermißte, fragte auch sie: wo er diese Blume, die dem ganzen Hofe an seinem Hute so auffallend gewesen sey, gelassen habe?

Sie ist an den rechten Mann gebracht, — erwiederte er lächelnd — und der verwahrt sie besser als ich! — Er zeigte auf den Chevalier de Theis, bot seiner Mutter den Arm, und führte sie zur Tafel.

7.

Der Zufall, dieser blinde, launige Gott, brachte Vatillen an Adelaide's Seite. Es war nicht seine

Absicht gewesen, sich um den Platz neben ihr zu bemühen; er war noch zu sehr wegen der Rose aufgeregt, die er jetzt an des Chevaliers Brust sah, und diesen nun als den vom Schicksal Erwählten erkennen mußte. Aber mit einem Bekannten in ein Gespräch verwickelt, fand er, und eben so Adelaide, nur noch die beiden leeren Plätze, und so brachte der Zufall zusammen, was Vatillen vom Schicksal getrennt glaubte.

Schweigend saß der sonst so Beredte neben dem reizenden Mädchen. Die Rose, welche er ihm gegenüber an des Freundes Brust erblickte, leitete jedoch seine Gedanken schnell wieder auf diese; jemehr er aber darüber nachdachte, desto weniger schien ihm die Rose eine böse Vorbedeutung seyn zu können, denn durfte wohl ein sittsames Mädchen, der Aufforderung eines Unbekannten folgend, das Geschenk am heutigen Feste tragen? — Wie sie aber in die Hände des Königs gekommen, weßhalb sie dieser dem Chevalier gegeben, dieß war und blieb ihm ein Räthsel. Es zu lösen, nahm er sich vor; sein leichter Sinn kämpfte nicht lange ohne Erfolg gegen seinen Unmuth, und so begann

die Unterredung mit Adelaide, welche die gütige Absicht des Königs, als er dem Chevalier das sonderbare Geschenk machte, leicht errathen hatte.

Mein Freund, der Chevalier de Theis, der gestern so gütig war, mich Euch vorzustellen, Fräulein! — hub Vatillen an — ist heute sehr glücklich. Das Geschenk des Königs, ob er gleich so wenig als ich dessen Deutung verstehen mag, muß viel Werth haben. In jeder Gabe des Monarchen liegt ein wohlwollender Sinn, wie vielmehr in einer Blume, welche die Liebe zu ihrem Sinnbilde erwählte!

Ich hätte mir ein anderes erwählt, — erwiederte Adelaide dem Ritter — könnte ich die Liebe seyn.

Und welches? fragte dieser schnell.

Die Immortelle! — antwortete das Fräulein — Seht nur, ein Blatt nach dem andern fällt schon ab, und ehe die Tafel aufgehoben ist, bleibt dem Chevalier von dem königlichen Geschenke nur der blätterlose Kelch; seht nur, wie sie umher fliegen, die leicht Verwehten, als hätten sie Schmetterlingflügel!

Diese Worte, wohl nicht mit Absicht gesagt,

jagten doch das Blut in Vatillens Wangen, der, seiner Schmetterlingnatur eingedenk, die Deutung der Rede auf sich zog und ganz vergaß, daß ihn Adelaide noch gar nicht kenne. Zum Streite mit ihr glaubte er sich dadurch aufgefordert und vergaß seinen Unmuth und seinen Plan.

Wenn Ihr die Liebe wäret, Dame! — sagte er mit Galanterie — die Ihr doch wirklich zu seyn scheint, warum Euch ein Sinnbild wählen, das erst im Herbst erblühet, dem Winter trotzt, und wenn alles um dasselbe wieder grünt und blüht, das neue Leben in frischen Farben erglüht, welkt und verdorrt, und wie eine Mumie seine Todtenfarbe und ein lebloses Seyn sich erhalten hat! Lieber mit der Rose aufblühen und sich entfalten, lieber, von ihrem zarten Aurorahauch angeweht, wonnig die wenigen Tage des Lebens verträumen, und dann auf Schmetterlingflügeln der Vernichtung entgegen schweben, als dieß eintönige, langweilige Seyn einer Immortelle, die ohne Duft, ohne Glanz, als ein Todtenbild nur der trüben Erinnerung geweiht, ihr Leben nie gelebt hat!

Adelaide lächelte.

Wer so wie Ihr — fuhr Vatillen fort — der

Rose gleicht, wer so wie Ihr ein holdes Bild der Liebe ist, der ist Rose und Immortelle zugleich!

Schade, — unterbrach ihn das Fräulein, von der Lebendigkeit seiner Rede, die wohl den Nachbarn so verständlich seyn mußte, wie ihr, nicht wenig in Verlegenheit gesetzt. — Schade, daß Marot nicht hier ist, er fände in Euren Worten trefflichen Stoff zum Liede. Ich freue mich, in Euch einen Sänger zu finden, denn nur dieser vermag sich selbst so zu täuschen.

Nein, Fräulein! — rief Vatillen — der bin ich nicht, die Gabe ward mir nicht! Das Schwert weiß ich zu führen, meine Empfindungen in Worten auszudrücken, aber der Reim ist mir eine Fessel, die Feder ein Dolch; ich verstehe nicht, ihn zu führen. — Aber seht nur, wie der Chevalier uns beobachtet; ich fürchte fast, er füllte besser diesen Platz aus als ich, und die Immortelle wär' ihm lieber als die Rose.

Wirklich sah dieser mit ernst-wehmüthigem Auge nach Adelaide, zufällig, wohl ohne es zu wollen, faßte er nach seinem Herzen, drückte die Rose an sich, und mit der Hand sanken auch ihre letzten Blätter.

Ihr habt wahr gesagt! — raunte ihr Vatillen leise zu — Sie ist entblättert durch des Chevaliers kräftige Hand, und diese ist doch wahrlich kein Schmetterlingflügel, auf dem sie entfliehen konnte!

Adelaide mußte lächeln, so ernst auch der düstere Blick des Chevaliers sie stimmte. Sein Bild war ihr durch die unüberlegte Rede der Chateaubriant näher getreten, fast lieber geworden, doch wußte sie selbst nicht, wodurch; sie glaubte, sich mehr mit ihm beschäftigen zu dürfen, sie beobachtete ihn genauer, und eine Ahnung stieg in ihr auf, so sehr sie sich auch dagegen sträubte, daß unter dem ernsten, gleichmüthigen Gesichte der Freundschaft die Liebe sich berge. Sein wehmüthiger Blick, der sie heute zum ersten Male traf, that ihrem Herzen wohl und wehe.

Fräulein! — unterbrach Vatillen ihr Sinnen — Eure Gedanken schweifen umher, oder sind nur auf einen Gegenstand gerichtet. Wohl dem Glücklichen, mit dem sie sich beschäftigen — wehe dem Armen, an welchem sie kalt vorüberziehen!

Adelaide sah auf. Vatillens Blick ruhte in diesem Augenblick so sonderbar auf ihr, daß sie ver-

legen die Augen niederschlug. Nicht unbescheiden glühte sein Auge, aber so seelenvoll, daß sie eine innere Bewegung nicht unterdrücken konnte, und es ihr nicht unlieb war, als er von neuem das Schweigen brach und mit Gutmüthigkeit zu ihr sagte: Fräulein! der Zufall hat Euch heute Euren Platz neben einen fröhlichen Ritter der Dauphiné angewiesen, der nur zu leicht für jede seiner Empfindungen Worte findet und nicht karg mit ihnen ist. Verzeiht und zürnt ihm nicht, wenn er vielleicht zu frei, zu laut, zu lebendig sich ausdrückte; er fühlt, daß er dieser Verzeihung bedarf, und daß der Ernst, der sich seiner bemeistert hat, wohl nicht so leicht sich wegscherzen läßt, als er es sonst gewohnt war. Er wird schweigen und Euch nicht mehr in Euren Betrachtungen stören.

Diese Worte, mit Herzlichkeit gesprochen, mußten Adelaide befremden, die bis jetzt in ihrem Nachbar nur einen Neckenden erkannt und ihm nicht leicht eine ernste Rede zugetraut hätte. — Ich bitte Euch, — erwiederte sie freundlich — sich nur Eurer fröhlichen Laune zu überlassen. Der Frohsinn, wenn er in seinen Schranken bleibt, ist ein freundliches Geschenk der Natur, das nur dann lästig wird, wenn

es nicht mit Gutmüthigkeit vereint ist. Ich liebe den Scherz, ich liebe ein fröhliches Gemüth, mir die Stunden des geselligen Lebens zu verkürzen, fordere aber von dem wirkenden Leben des Mannes Ernst.

Die Tafel wurde jetzt aufgehoben. Vatillen, ohne Zeit zu haben, auf Adelaide's Rede zu antworten, verbeugte sich ehrerbietig; sie trennten sich — er den Pfeil noch tiefer im Herzen, sie mit dem Gedanken, daß die beiden Freunde aus der Dauphiné wohl ihrer Beachtung werth wären.

Bonnivet! — sagte der König nach aufgehobener Tafel, und trat mit dem Admiral in ein entferntes Fenster. — An des ernsten Chevaliers Brust ist mein Geschenk schon verwelkt; Bayard steht neben ihm und sucht ihn zu trösten. Ich glaube wahrlich, der Thor würfe zürnend die Ueberbleibsel weg, scheute er meine Ungnade nicht. Geh' und laß ihm merken, welchen Werth diese Rose für ihn haben muß! — Ich gönne ihm sein Glück.

Sire! — erwiederte der Admiral lächelnd — wär' ich König, ich gönnte mir es selbst. Zu schön, zu reizend ist die Bretagnerin!

Nein, Bonnivet! — erwiederte der Monarch —

Es liegt mir ein Etwas in diesem Mädchen, das ich wider Willen achten muß, und überdieß würden bei dem kleinsten Schritte die Herzogin und meine Mutter mir zürnen; auch meine Gemahlin, welche sie vor ihrer Krankheit nur einmal gesehen, hat sie mir empfohlen. — Deshalb schweig', ich gab mein Wort!

Nun, Sire! streckt Ew. Majestät die Hand nicht nach dieser Blume, so erlaubt, daß ich —

Daß Du sie auf Chatelleraud als Deine Gemahlin einführest. Gern! — Ohne Bonnivets Antwort abzuwarten, verließ der König den Günstling, und ließ ihn verlegen stehen.

Chevalier! — sagte dieser zu de Theis, als Bayard ihn verlassen hatte. — Ihr scheint das Geschenk des Königs nicht sehr zu achten; seht, nur noch die traurigen Reste habt Ihr bewahrt! Kenntet Ihr die gnädige Absicht des Monarchen, Ihr würdet von der Gunst, Euch diese Rose gegeben zu haben, entzückter seyn, als wenn Euch der Connetable das königliche Patent der Lieutenance der Dauphiné überreicht hätte.

Herr Admiral! — erwiederte der Chevalier lächelnd — Es mag ein geheimer Zauber in dieser

Rose liegen; mir, der ich mich so wenig auf Blumen und ihre Deutung verstehe, mir bleibt er verborgen.

Sagte Euch Euer Herz nichts, als Ihr sie dicht neben dasselbe heftetet?

Wahrlich nichts, als daß es verwundert fragte, wie der Chevalier de Theis zu diesem königlichen Geschenke kam! — antwortete dieser schnell und mit Unmuth. — Nie habe ich für den König Rosen gepflückt; dieß Amt überlasse ich Euch, Herr Admiral! Ihr versteht das besser, als ich.

Meint Ihr? — fragte Bonnivet gedehnt, — und dieser Augenblick befestigte wohl den ernsten Chevalier nicht in der Gunst des allgefürchteten Admirals. — Nun wißt, die Rose an Eurem sorglosen Herzen ruhte auch an Adelaide d'Armencourts Busen!

Herr Admiral! fuhr der Chevalier auf.

Sie ruhte dort; darum wohl Euch, daß der König Euer Herz kannte, und ihm den schönsten Lohn abtrat!

Abtrat? — wiederholte de Theis — Und wie kam die Rose in des Königs Hand?

Für wen, so wie Ihr eben sagtet, selbst der

Admiral von Frankreich die Rosen pflückt, dem können sie nichts seltenes seyn! sagte er mit Bosheit. Er wandte ihm schnell den Rücken und ging.

Herr Admiral! rief der Chevalier entrüstet, und wollte ihm folgen; doch Vatillen, der schon aus der Ferne des Freundes Heftigkeit bei dieser Unterredung beobachtet hatte, war ihm näher getreten und hielt ihn jetzt zurück. — Mäßige Dich, Freund! — rief er ihm zu – Der Rasche fällt leicht auf diesem glatten Boden. Keine offene Fehde mit dem Mächtigen! — Komm; ich bitte Dich!

Als er seinen Freund aus dem Saale geleiten wollte, mußten sie an Adelaide vorbei. Plötzlich hielt der Chevalier an. — Dame! — sagte er, sich vor ihr neigend, und die Ueberreste der Schicksalsrose von seiner Brust nehmend, – erlaubt, daß ich Euch Euer Eigenthum zurückgebe. Spart Eure Blumen für den auf, der Eure Gunst zu schätzen weiß! – Er neigte sich noch einmal vor dem Fräulein, und verließ mit Vatillen den Saal.

8.

Noch hielt Adelaide sinnend die Rose in der Hand, als die Herzogin von Angouleme den Saal verließ, und sie ihr folgen mußte. In ihrem Gemache angekommen, entließ die Herzogin ihre Frauen, nur Adelaide befahl sie, bis sie aus ihrem Cabinet zurückkäme, zu warten.

In dem nämlichen Zimmer, wo sie bei ihrem ersten Auftreten am Hofe angstvoll und unruhig neben ihrer Mutter gestanden, vor dem Bilde, wo der König sie damals überrascht, auf der nämlichen Stelle, wo der ernste Chevalier, sie betrachtend, verweilt hatte, stand sie jetzt und dachte über ihre Verhältnisse nach. Wie sehr hatte sich alles seit jener Zeit geändert, wie anders waren die Gefühle in ihrer Brust!

Er hat Recht, der Ernste! — rief sie aus — er hat Recht, mir zu zürnen! Zu übereilt habe ich gehandelt, und meine Eitelkeit, die mich glauben ließ, aus der Hand des Knaben nähm' ich das Geschenk des Königs, hat mich einen Mißgriff thun lassen, der mich in den Augen des strengen Man-

nes entwürdigen muß. Deshalb bin ich ihm Aufklärung schuldig; sie soll ihm werden!

Bist du wieder zurückgekehrt, du früh Entblätterte?! — rief sie jetzt, die Rose in ihrer Hand wiegend, — von dem Könige zu dem Freunde, von dem Freunde zu mir zurückgewandert, und immer weiß ich noch nicht, wer dich mir sandte. Nun, sey für mich eine mahnende Erinnerung der Vorsicht, ich will dich so theuer verwahren, als wärest du mir aus der Hand des Geliebten geworden! — Da hörte sie im Vorzimmer Tritte nahen; schnell verbarg sie die Rose in ihrem Busen, und als sie sich wandte, stand der Connetable und Vatillen vor ihr.

Ist die Herzogin zu sprechen? fragte Karl von Bourbon die Erröthende.

Ich glaube kaum! — erwiederte diese — sie befahl mir, sie hier zu erwarten.

So erlaubt, daß wir Euch Gesellschaft leisten! — Dieß ist Philipp von Vatillen aus der Dauphiné, — fuhr er fort, ihr den Ritter vorstellend. — Er ist meinem Hause zugethan; ich komme, ihn der Gnade der Herzogin zu empfehlen.

Ich kenne den Ritter schon, gnädiger Herr! —

erwiederte Adelaide – Er war heute bei Tafel mein Nachbar.

Auch Euch empfehle ich ihn! — sagte der Connetable — Ihr könntet Euch um Euer Geschlecht verdient machen, wenn Ihr vermöchtet, diesem Schmetterlinge die Flügel zu binden.

Gnädiger Herr! — rief Vatillen schnell — dazu bedarf es nur eines huldvollen Blickes der Dame!

Glaubt ihm nicht, Fräulein d'Armencourt! — unterbrach ihn der Herzog von Bourbon — er ist zwar einer der tapfersten, aber gewiß auch der flatterhaftesten Ritter Frankreichs.

Adelaide verbeugte sich schweigend. Sie vermied, weiter in das Gespräch einzugehen, welches ihre Verlegenheit nur vermehren konnte, und als eben die Kammerfrau aus der Herzogin Gemach trat, und ihr den Befehl brachte, zu der Gebieterin zu kommen, verneigte sie sich schnell, froh, diese Unterredung abbrechen zu können. Aber kaum hatte sie den Connetable und Vatillen verlassen, so kehrte sie schon wieder zurück, bat den Herzog, bei ihrer Gebieterin einzutreten, und sah sich nun mit Vatillen allein.

Fräulein! — sagte dieser schnell, als ob er fürchtete, ungenutzt den glücklichen Augenblick davon eilen zu sehen. — Verzeiht, wenn ich Euch zudringlich erscheine! Sagt mir, wie kam die Rose, welche mein Freund, der Chevalier, Euch zurückgab, in des Königs Hand?

Dem Chevalier will ich es sagen! erwiederte das Fräulein mit Ernst.

Auch dieß! — rief er freudig, und sein leichter Sinn trat schnell wieder in die alten Rechte. — Nun wohl, Ihr wollt mir von der Rose nichts sagen, und doch bin ich in ihr Geheimniß ganz eingeweiht. Ich kenne den, der sie Euch sandte.

Hohe Gluth überzog Adelaide's Gesicht; ihr schien diese Aeußerung Vatillens, wahr oder erdichtet, nicht zart. — Mir gleich, wer sie mir zu schicken sich bemühte, — sagte sie mit Stolz — ich erhielt sie von unbekannter Hand, und sie war mir werthlos!

Vatillen verbeugte sich tief. — Ich sehe wohl, Fräulein d'Armencourt! — begann er jetzt — daß der fröhlich-neckende Geist, der mich bald da, bald dort hin treibt, Euch nicht gefällt, daß Ihr meinen scherzhaften, und doch so wohlgemeinten Worten

eine zu leichte, eine falsche Deutung gebt. Darum, um Euch zu zeigen, daß die Schmetterlingflügel gebunden sind, will ich ernst und fest gebunden an Eure Schritte seyn; aber auch bescheiden. Erlaubt, daß ich und mein Freund unsere Dienste Euch weihen, daß die Ritter der Dauphiné, dem Stern der Bretagne huldigend, ihn zum Stern ihres Lebens erkiesen dürfen, daß —

Vatillen! rief der Connetable, der eben die Thür des Gemaches der Herzogin öffnete; und er mußte eintreten. — Ein sonderbarer Mann! — sagte Adelaide still für sich — Dieser leichte Sinn, der das Ernsthafte nur spielend ergreift, diese Wärme, mit der er spricht, dieses eigene, sonderbare Benehmen, sich mit seinem Freunde zugleich meinem Dienste zu weihen! Sonderbar! — und doch liegt etwas Anziehendes in dem offenen Blicke, in dem freundlichen Zuge seines Mundes, in seiner edlen Gestalt, und wenn ich achtungvoll dem Chevalier gegenüber stehe, weiß ich nicht, ob ich mich nicht mehr nach der leichten Unterhaltung Vatillens hingezogen fühle. Doch, Adelaide! — rief sie plötzlich — wozu diese Betrachtungen?! warum nur auf diese Beiden dein Auge richten,

warum den stillen Wunsch hegen, des Einen Flügel zu binden, und dem Andern sie zu lüften? — Scheint es doch fast, als ob du glaubtest, nur an diese Beiden kette dich dein Schicksal!

Ein Befehl von ihrer Gebieterin, zu ihr zu kommen, störte sie in ihren Betrachtungen. Eben als sie eintrat, neigte sich Vatillen tief vor der Herzogin, und schien ihr für etwas zu danken; der Connetable stand an einem Tische, auf welchem allerlei Papiere lagen, und sein Blick war aufmerksam auf diese gerichtet.

Adelaide! — rief ihr die Herzogin entgegen — welche ist Deine Farbe?

Grün und roth ist die Farbe des Wappens der d'Armencourts! erwiederte Adelaide, sich verbeugend.

Nein, — unterbrach sie die Herzogin — nicht die Farbe Deines Hauses, die Farbe Deines Herzens will ich wissen!

Die kenn' ich selbst nicht, Hoheit! erwiederte Adelaide erröthend.

Kind! — sagte die Herzogin lächelnd — so unwissend bist Du mit den Gebräuchen der Galanterie wohl nicht, um meine Frage nicht zu ver-

stehen. — Also, welche Farbe ziehst Du den andern vor, welche Farbe ist Deine Leibfarbe?

Blau und weiß! — erwiederte das Fräulein. — Blau ist das Sinnbild der Treue; treu meiner Gebieterin zu seyn, treu bis in den Tod sey mein Bestreben, und darum eine sich die Farbe der Unschuld und Reinheit mit ihr, damit ich würdig bin, die Erste für Euch zu tragen!

Ihr seht, Vatillen! — sagte nun die Herzogin mit Bedeutung — auf welche feine Art das Fräulein Euch an die Pflichten des Ritters erinnert. Treu und rein sey künftig Eure Devise! denn ich hoffe, Adelaide wird meinem Wunsche nicht entgegen seyn, daß der Ritter Philipp von Vatillen ihre Farben trägt.

Wenn es meine Gebieterin so befiehlt, und es der Wunsch des Ritters ist! erwiederte das Fräulein, sich verneigend.

Wer könnte nicht diesen Wunsch hegen, wen könnte nicht dessen Gewährung beglücken! — rief Vatillen — und erlaubt es Ew. Hoheit, daß ich hier in ihrem fürstlichen Gemache vor ihren Augen es wagen darf, der Dame meines Herzens die erste Huldigung zu bringen?

Thut es, Herr Ritter! sagte die Herzogin von Angouleme, während der Connetable von den Papieren weg zu ihnen trat.

Dame! — rief jetzt Vatillen, und beugte sein Knie vor Adelaide, die, ohne verlegen zu seyn, ihn vor sich in dieser Stellung sah. — Erlaubt, daß ich hier in Gegenwart der durchlauchtigsten Frau Herzogin von Angouleme und meines gnädigen Herrn von Bourbon mich für ewig Eurem Dienste weihe. Gut, Blut und Leben, alles weihe ich Euch und setze es für Euch auf's Spiel, nur nicht meine ritterliche Ehre!

Philipp von Vatillen! — sprach jetzt das Fräulein, und die Herzogin war über die Würde erstaunt, mit welcher sie vor dem Ritter stand. — Ihr kennt meine Devise, sie sey auch die Eurige! und indem ich Euch erlaube, meine Farben zu tragen, binde die Treue Eure Flügel, und nur die Reinheit und Unschuld stelle mein Bild in Eurem Herzen auf, wo ich selbst mir noch kein Plätzchen wähle, da ich es noch zu wenig, noch gar nicht kenne. Steht auf!

Dame! — rief Vatillen, noch vor Adelaide knieend. — Ihr müßt nach unsrer Sitte mir meine

erste Bitte gewähren, in sofern sie nicht gegen Zucht und Ehre ist; erlaubt, daß ich sie Euch vortrage!

Redet! sagte Adelaide.

Mich und den Chevalier de Theis verbindet innige Freundschaft. Auch er hat sich in der Stille Eurem Dienste geweiht. Erlaubt, daß auch er Eure Farben tragen und sich Euren Ritter nennen darf! Ein edler Wettstreit wird dann zwischen uns entstehen, wer von uns am ritterlichsten, am treusten sich Euch weiht.

Der Chevalier de Theis — sagte Adelaide schnell — ist ein so ehrenwerther Ritter, daß ich ihn mit Freuden zu dem meinen neben Euch ernenne!

Vatillen stand auf, küßte die Hand seiner Dame, neigte sich vor der Herzogin, und als der Connetable dieser einiges leise zugeflistert hatte, verließ derselbe mit Vatillen das Zimmer.

Adelaide! — begann nun die Herzogin, und das Lächeln, welches sich hierbei um ihren Mund zog, drückte wohl mehr Hohn als Wohlwollen aus. — Hast Du doch so eben eine Scene mit dem Ritter aus der Dauphiné gespielt, als ob Du den Amadis de Gaule erst heute gelesen hättest! Viel

zu ernst, mein Kind, hast Du die Sache genommen, welche in unsern Tagen mehr der Galanterie als dem Herzen angehört, und die zur allgemeinen Sitte am Hofe des Königs geworden, so daß mehr der Ton und Gebrauch, als das Interesse dabei im Spiele ist.

Gnädige Frau! — erwiederte Adelaide mit stolzer Bescheidenheit — Wer sich meinem Dienste weiht, muß es treu und ernstlich meinen, er muß mich werth und theuer halten; auch kann er dann meiner Achtung und Dankbarkeit, wenn auch nicht meiner Neigung, gewiß seyn. Was meine Ehre, was mein Herz angeht, wird immer eine ernste Seite für mich haben, — und, ich gestehe es Ew. Hoheit — der so eben vergangene Augenblick hatte etwas feierlich Wichtiges für mich, denn es war mir, da der Ritter Vatillen seine Knie vor mir gebeugt hatte, als sähe ich mein Schicksal vor mir.

Du schwärmst! — erwiederte die Herzogin — Du kennst die Welt und die Männer nicht, und suchst in ihren flüchtigen Tändeleien den Ernst, der sie nur selten zu uns begleitet. Du bist schön — wie Schmetterlinge um die duftende Blume flattern sie um Dich, und ihre Eitelkeit, nicht ihr

Herz legt sie Dir zu Füßen. Der König zeichnet Dich aus; doch nicht genug, sie von Dir abzuschrecken. Der Geschmack des Monarchen ist dem Sklavenvolke Regel; Dir huldigend, huldigen sie ihm. – Und Du stehst mit hohem Ernste in dieser Wolke von Weihrauch, und bist nur das Götzenbild, nicht die Gottheit, welcher sie opfern. Frage diesen Vatillen, wie vielen Damen er sich schon zum Dienste geweiht; frag' ihn, aus wie vielen Wunden er für seinen Ehrgeiz, für seinen Muth geblutet hat, und aus welcher Wunde für seine Dame es strömte? Lerne die Männer kennen, und spiele mit ihnen, sonst spielen sie mit Dir!

Meine Gebieterin! – rief Adelaide bei diesen Worten, ergriff der Herzogin Hand und küßte sie mit Heftigkeit. — Raubt mir das schönste Bild meines Lebens nicht, raubt mir nicht das Vertrauen, daß es edle Herzen giebt und Männertreue, und — verzeiht, wenn ich meiner Gebieterin zu widersprechen wage, nicht alle Männer sind wohl, wie Ihr sie schildert, nicht alle gleichen dem selbstsüchtigen Bilde, das Ihr so eben entworfen habt!

Du glaubst, Adelaide, — unterbrach sie die

Herzogin — Du seyest eine Ausnahme Deines Geschlechts, begabt mit unwiderstehlichem Zauber; Deiner Augen Strahl ziehe mit solcher magischen Kraft an, daß aus Deinen Banden selbst der Flattersinn, die Unbeständigkeit sich nicht zu lösen vermag? Du wirst es erfahren, wie wenig die Männer die Blume achten, deren Duft sie tagelang einathmen; Dein stolzes Selbstgefühl wird sich bitter getäuscht finden!

Das wird es nie, Hoheit! Bescheiden in meinen Wünschen, werde ich wenig erwarten; aber wo das Herz mir entgegen tritt, wo die innere Stimme zu mir spricht und ich sie verstehe, da werd' ich vertrauen!

Vertrauest Du Deinem Ritter von heute, vertrauest Du Vatillen?

Ja, meine Gebieterin!

Ihm, den der Hof als den flatterhaftesten Ritter kennt, den Marot selbst den schönen Schmetterling nennt, dessen Empfindungen nur ein ephemeres Leben zu Theil wurde?

Ich vertraue ihm, denn was er mir sagte, kam aus dem Herzen!

Auch daß er seinen Freund, den ernsten Che-

valier, zugleich zu Deinem Dienste anbietet, auch das macht Dich nicht an ihm irre?

Nein, Hoheit!

Adelaide! Wo der Mann einen Andern neben sich duldet, da führt ihn die Liebe nicht zu Dir; allein will sie stehen, allein herrschen!

Wohl möglich!

Und glaubst Du, den Chevalier, den Weiberfeind, zu Deinen Füßen zu sehen?

Vielleicht!

Und was willst Du mit Beiden?

Prüfen, sie und mich!

Die Herzogin von Angouleme lächelte und schwieg. — Adelaide! — sagte sie endlich, und zog das Fräulein näher zu sich. — Ich schätze Deinen Vater, ich bin ihm manchen Dienst zu zahlen noch schuldig, welches ich durch Dich abzutragen hoffe; ich bin Dir gut, ich wünsche Dein Glück, möchte Dich gern auf Deinem Lebenswege leiten und vor Irrungen bewahren und warnen; aber Du gehst mit zu viel Festigkeit, und ich muß es gestehen, dennoch bescheiden Deinen eigenen Weg, so, daß ich schweigen und Dich Dir selbst überlassen muß, jedoch ohne Dir zu zürnen. Geh' und prüfe Dich

und Deine Kraft genau! — Geh', mein Kind! — Sie küßte ihre Stirn; das Fräulein entfernte sich.

9.

Als Adelaide am andern Morgen, an einer weiß und blauen Feldbinde stickend, im Zimmer saß, und die Zofe den Chevalier de Theis anmeldete, klopfte ihr Herz, ohne daß sie wußte, warum, und sie hätte sich gern verläugnen lassen, doch es war zu spät; er trat ein.

Fräulein d'Armencourt! — sagte er verbindlich — mein Freund Vatillen hat mich hierher beschieden und mir gesagt, daß Ihr mir etwas zu vertrauen hättet. Ich komme, Eure Befehle zu vernehmen.

Wüßte ich doch nicht, Herr Chevalier! — erwiederte Adelaide verlegen — daß ich dem Herrn von Vatillen einen solchen Auftrag gegeben hätte! Er machte mich gestern in dem Gemache der Herzogin von Angouleme mit einem Wunsche bekannt, Euch betraf; — doch in wiefern Ihr deshalb hier

hier seyd, Herr Chevalier! wage ich nicht zu bestimmen.

Und welchen Wunsch, Fräulein?

Ist er Euch fremd, muß er auch von mir vergessen seyn.

Ich habe manchen Wunsch, der Euch betrifft, — unterbrach der Chevalier die eingetretene Stille — doch ehe Ihr den einen erfüllt, würde ich die andern nicht aussprechen dürfen.

Macht mich mit diesem ersten bekannt! sagte das Fräulein.

Es ist die Beantwortung der vielleicht unbescheidenen Frage: Wie kam die Rose in des Königs Hand?

Das Euch zu sagen, hatte ich schon Eurem Freunde die Versicherung gegeben. Ich bin es mir schuldig, — wenn auch nicht Euch. Auf dem Wege durch die Galerie, welche nach den Zimmern der Herzogin von Chateaubriant führt, zu der ich beschieden war, trat im Halbdunkel ein feiner Knabe auf mich zu, und gab mir die Rose von einigen bedeutungvollen Worten begleitet, mit der Bitte, sie an dem folgenden Tage bei dem Feste zu tra-

gen. Während ich bei der Herzogin war, erschien der König. Er bemerkte die Rose, und wie absichtlich leitete er das Gespräch so sonderbar auf sie, daß ich glauben mußte, sie sey von ihm. Dieß war mir unlieb, und ich ergriff die Gelegenheit, sie zurück zu geben; leicht konnte ich jedoch aus der Art, wie er sie annahm, bemerken, daß er sie mir nicht gesandt hatte. Was ich gethan hatte, gereute mich, doch es ungeschehen zu machen, war unmöglich.

Ich danke Euch, Fräulein! — sagte der Chevalier, und sein ernstes Gesicht erheiterte sich, — ich danke Euch für diese Aufklärung, durch welche Ihr wo möglich noch höher vor mir steht. — Aber wißt Ihr nicht, was den König bewog, mir Euer Geschenk zu weihen?

Ich weiß es, muß es Euch jedoch verschweigen; nur das darf ich Euch sagen: die Absicht des Monarchen war gut.

Und ich Thor gab Euch dieß Geschenk zurück! — rief der Chevalier — Nun, Fräulein Adelaide d'Armencourt! — sagte er nach einer Pause — nun darf ich meinen zweiten Wunsch Euch vor-

tragen. Erlaubt, daß ich Eure Farben tragen, mich Euren Ritter nennen darf!

Chevalier! — erwiederte das Fräulein, in diesem Augenblick der Herzogin von Angouleme Worte gedenkend. — Es ist Sitte, besonders seit König Franz den Thron bestieg, die Galanterie mit dem Ritterthume wieder zu verbinden. Jeder Edle am Hofe weiht sich einer Dame, jeder folgt der Sitte, zufrieden, wenn nur seine Eitelkeit Nahrung dabei findet. Ihr liebt unser Geschlecht nicht, seyd ein so ernster Krieger — warum dem allgemeinen Gebrauche folgen, da er Euch lästig seyn muß? Ueberdieß hat Euer Freund, der Herr von Vatillen, sich schon meinem Dienste geweiht. Wählt Euch lieber, wollt Ihr der Sitte folgen, eine Dame, welcher Ihr allein Eure Dienste weihen könnt!

Ihr verweigert mir diese Gunst? fragte der Chevalier finster.

Ich verweigere sie Euch nicht, nur möchte ich nicht gern der Sitte Spielwerk seyn. Macht es Euch Freude, meine Farben zu tragen, wollt Ihr gern mein Ritter seyn, so erkenne ich Euch mit Stolz für einen solchen, und es freut mich, daß

der edle Chevalier de Theis sich meinem Dienste weiht!

Mit Leib und Blut, von ganzer Seele! sagte er lebhaft, und beugte sein Knie.

Steht auf, Chevalier! — rief Adelaide — Steht auf als mein Ritter!

Und da er sich erhob, die hohe, edle Gestalt vor der Jungfrau stand, und sein Auge verklärt in die Himmelsterne des Mädchens sah, sprach er mit ruhigem Ernste: Fräulein d'Armencourt! Nie habe ich mich dem Dienste der Frauen geweiht, Ihr seyd die erste, für die ich bluten, sterben mag; denn Ihr seyd auch die erste, die dem Bilde gleicht, welches in meiner Seele, in meinem Herzen bis jetzt unerreichbar stand. Ich ehre Euch — Ihr seyd der Tugend Bild, das Bild der weiblichen Würde; für Euch opfere ich Alles — Alles, selbst den Einen Wunsch meines Herzens, in dem sich alle andern vereinen. — Adelaide! — rief er begeistert — für Euch zu sterben, wäre mir Wonne! — Er stürzte bei diesen Worten davon.

Lange sah ihm Adelaide nach; ihr Auge ward feucht. — Edler Mann! rief sie, und legte die Hand auf das klopfende Herz.

10.

Der Hof war erstaunt, als nach einigen Tagen der Chevalier in die Farben des Fräuleins d'Armencourt gekleidet erschien. So wenig der Ernste sonst auch den Frauen des Hofes wichtig gewesen war, so bedeutend wurde er jetzt, da er sich für den Ritter des Fräuleins öffentlich bekannte, mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit sich ihrem Dienste weihte, und dadurch sich von der Liebe überwunden erklärte. Eben so auffallend war Vatillen dem Hofe. Dieser Lebensfrohe, ewig von Blume zu Blume Schwärmende, war jetzt still und in sich verschlossen, versäumte zwar keine Gelegenheit, um Adelaide zu seyn, doch nur zagend, nur schüchtern nahte er ihr, die gegen ihn mit besonderm Ernste sich benahm. Augenscheinlich war sie gegen den Chevalier viel zuvorkommender, oft schien sie sogar sich innig mit ihm zu unterhalten; doch gegen Vatillen blieb sie stets ernst und abgemessen, und jede Aeußerung, die seinem aufgeregten Herzen entschlüpfen wollte, wies sie immer kalt und streng zurück. Und doch blieben bei diesem Verhältniß die beiden Ritter herz-

lich verbunden, Vatillens Freundschaft sprach sich immer lauterer aus, und der Chevalier, welcher es gleichfalls fühlen mußte, daß Adelaide seit dem Augenblicke, wo er sich ihrem Dienste geweiht, sich mehr zu ihm neigte, berührte nie diese empfindliche Saite.

Da Vatillen, welcher sich dem Hofstaate des Connetable angeschlossen hatte, von diesem begünstigt wurde, so hielt es die Herzogin von Angouleme für ihre Pflicht, sich auch hierbei seiner anzunehmen. Bonnivet, der sich schon längst auf die Seite der Mutter des Königs geneigt hatte, suchte auch den König für Vatillen zu stimmen. Aber Lautrec, der Schlacht von Ravenna eingedenk, wo der Chevalier ihn, den Todtgeglaubten, vom Schlachtfelde trug und thätig für seine Pflege sorgte, empfahl ihn seiner Schwester, der Herzogin von Chateaubriant, und es hätte dieser Empfehlung nicht bedurft. Durch ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen hatten die beiden Freunde, die selbst so innig verbunden waren, den Hof getrennt, wo die Bewerbung um das Fräulein d'Armencourt niemand mehr ein Geheimniß war. Die Herzogin von Angouleme bemühte sich

hierbei für Vatillen; dieß war schon hinreichend, um die Herzogin von Chateaubriant für den Chevalier zu stimmen, der, wenn er dieß hätte ahnen können, wenig Ehrenvolles in diesem Schutz gefunden haben würde. Der König, von beiden Herzoginnen bestürmt, wollte keine Parthie ergreifen, und zu sehr die Liebe und das Herz kennend, fühlte er, daß es grausam seyn würde, dem Herzen Adelaide's auf irgend eine Art, durch seine Einmischung und durch seinen ausgesprochenen Wunsch, Fesseln anzulegen.

Die Herzogin von Angouleme hatte schon einige Male in dieser Angelegenheit mit dem Fräulein gesprochen; aber diese versicherte dann immer ausweichend, Vatillen, den ihre Gebieterin ja selbst als den flatterhaftesten Ritter Frankreichs geschildert hatte, noch nicht genug zu kennen, um ihm ganz zu vertrauen. Von dem Chevalier sprach sie mit hoher Achtung, lobte seine Bescheidenheit, war von der Theilnahme hingerissen, welche er ihr zeigte, doch konnte Louise von Savoyen keinen Funken der Gluth erkennen, welcher aus der stillen Flamme der ersten Liebe so leicht aufsprüht. — Auch die Chateaubriant hatte einige Male bei Adelaide ver-

sucht diese Verhältnisse zu berühren; jedoch hatte diese stets die Unterhaltung mit Feinheit abgebrochen, und beide Herzoginnen, die nun aus gegenseitiger Feindschaft die Sache der Ritter als die ihre betrachteten, mußten gestehen, daß die junge Bretagnerin in der kurzen Zeit, daß sie am Hofe das Leben aus einem andern Gesichtspunkte geschaut hatte, sich mit einer Feinheit und einem Takte zu benehmen gelernt habe, welche dem Gewandtesten des Hofes Ehre machen würden. Nur Lautrec, zu dem Adelaide Zutrauen zu haben schien, war es erlaubt, mit ihr von dem Chevalier zu sprechen, und gegen ihn äußerte sie sich mit Wärme über dessen edlen Charakter, über seine männliche Würde und sein untadelig Betragen; doch ihr Herz schloß sie auch dem Marschall nicht auf.

Die Herzogin von Angouleme, welche wußte, wie sehr Adelaide an ihrer Mutter hing, kam auf den Gedanken, diese zu ihrem Zwecke zu gebrauchen; sie ließ sie daher eiligst von Mont Aubert nach Paris kommen. Der Zug nach Mailand war bestimmt, der Aufenthalt des Königs in Paris nur noch kurz; sie wünschte, ehe die Ritter den Hof verließen, den Sieg über die stolze Chateaubriant

davon zu tragen, und so beruhte das Schicksal Adelaide's auf dem Ausgang des Kampfes zweier Frauen, die um den Einfluß auf den jungen Monarchen stritten.

Während dessen hatten beide Freunde, jeder nach seiner Art, um die Gunst des Fräuleins geworben. Der Chevalier, seinem Charakter gemäß, wie ein treuer Freund Adelaide bewachend, hatte die auflodernde Neigung, so viel er vermochte, in seinem Innern verschlossen, und war, sobald er zu bemerken glaubte, der fröhliche Sinn Adelaide's sehne sich nach dem Fröhlichen, bescheiden zurückgetreten, um nicht mit seinem Ernste ihrem Frohsinne im Wege zu stehen. Zwar nur mit der höchsten Gewalt, mit dem festesten Willen war es ihm möglich, die Gluth in seinem Innern zurückzuhalten; aber es gelang ihm, und Adelaide, welcher dieser Kampf nicht entging, schien seine Bescheidenheit dankbar zu erkennen.

Vatillen hingegen hatte seinen Frohsinn verloren; er glaubte, der hohe Ernst, den er auf Adelaide's Stirn thronen sah, könne sein fröhliches, offenes Gemüth nicht verstehen. Er glaubte sich seinem Freunde nachgesetzt, und rief sehnsuchtvoll

den Flattersinn zurück, der die Fesseln lösen und ihm die Freiheit wiedergeben solle; er rief jedoch vergebens. Zu fest war der Zauber, mit welchem das Himmelsauge Adelaide's ihn gebannt hielt, zu schwach war sein ohnmächtiger Wille. Er mußte ihr folgen, mußte, wie er wähnte, den ungleichen Kampf beginnen, und verbarg es dem Freunde nicht, daß keine Hoffnung des Sieges ihn mehr belebe. Aber auch der Chevalier vertraute seinem Schicksale noch nicht. — Ich glaube, Vatillen! — sagte er bei einer traulichen Unterredung zu diesem — ich darf nur von der Freundschaft hoffen, die Liebe versagt mir den Preis. — Vatillen schüttelte ungläubig den Kopf; beide waren in den Farben der Treue und Unschuld nicht glücklicher, und jeder glaubte sich noch weit vom Ziele entfernt.

In dieser Zeit, noch waren vier Tage bis zur Abreise des Königs von Lyon, kam die Frau von Armencourt nach Paris, und ihr wurde das Glück, unter so glänzenden Verhältnissen am Hofe zu erscheinen, wie sie wohl nie hätte hoffen können. Sie fand ihre Tochter im Aeußeren noch mehr ausgebildet, im Benehmen aber ungemein verändert. Mit unaussprechlicher Liebe empfing Adelaide

ihre Mutter, die bei allen kleinen Schwächen wohl diese Liebe verdiente; als sie jedoch vernahm, die Mutter sey auf Verlangen der Herzogin von Angouleme nach Paris gekommen, durchschaute sie schnell den Plan, waffnete sich dagegen, und war selbst gegen ihre Mutter, welche der Tochter Zurückhaltung befremden mußte, auf der Huth. Noch nicht lange war die Frau von Armencourt auf dem Schlosse der Tournelles, als die Herzogin von Angouleme sie zu sich beschied. Von der Aufmerksamkeit der Fürstin durchdrungen, klopfte der alten Dame das Herz; denn wie ein Lichtpunkt ihres Lebens standen die Tage in Nantes vor ihr und der Aufenthalt am Hofe Anna's von Bretagne, diese kurzen Freudentage ihrer Jugend. Dankbar fiel sie Adelaide um den Hals, denn sie glaubte, nur ihr diese Auszeichnung zu verdanken, und in einem Meere von selbst geschaffener Wonne schwimmend, betrat sie das Zimmer der Herzogin.

Freundlich hieß diese sie willkommen, wies ihr ein Tabouret an, auf welches sie sich niederlassen durfte, fragte dann theilnehmend nach ihrem Eheherrn und seiner Gesundheit, versprach alles für ihn zu thun, er solle nur weniger bescheiden seine

Wünsche mittheilen, und schloß mit dem Lobe Adelaide's, deren Geist und Körper sich so vortheilhaft am Hofe entwickele.

Die gute alte Dame konnte hierbei wenig von der Erlaubniß, sich auf das gestickte Tabouret niederzulassen, Gebrauch machen; denn bei jeder gnädigen Aeußerung der Herzogin erhob sie sich, verbeugte sich, und das Entzücken, welches ihr diese Unterredung bereitete, setzte sie außer sich. — Auch — fuhr die Herzogin fort — steht Eurer Tochter ein großes Glück bevor; der Ritter Philipp de la Tour, Herr von Vatillen, ein sehr bemittelter Edler aus der Dauphiné, welchem mein Sohn, der König, eine Compagnie von 500 Avanturiers anvertraut hat, wirbt um Adelaide. Ich werde mit Freuden für ihre Ausstattung, der König, dem Herrn von Vatillen sehr gewogen, wird für eine anständige, ehrenvolle Anstellung sorgen.

Gnädige Frau! — rief die Matrone voll Entzücken, küßte die dargereichte Hand, und die Thräne der Mutterfreude benetzte sie. — Wodurch verdiene ich, wodurch verdient meine Tochter das Glück, welches sie gewiß nur der Vorsorge, der Gnade Ew. Hoheit verdankt?!

Es würde mich freuen, — unterbrach sie die Herzogin — wenn Eure Tochter meine mütterliche Sorge so wie Ihr erkennen und durch Gehorsam zu verdienen suchte. Doch will sie sich meinen Wünschen nicht fügen, sie weicht jeder Aufforderung aus, und behandelt den Ritter mit ausgezeichneter Kälte.

Die Frau von Armencourt schlug bei diesen Worten die Augen nieder. All' ihr Entzücken war dahin, das so nahe geglaubte Glück war in weite Ferne versetzt, und unwillkürlich hatte das Mutterherz sich auf die Seite der Tochter gewendet.

Gnädige Frau! — begann sie nach einem bedeutend langen Schweigen, während dessen sie Muth sammelte, das Benehmen ihrer Tochter zu entschuldigen. — Gnädige Frau! dem Herzen ist schwer zu gebieten; ein jedes hat seinen eigenen Spiegel, in dem es die Gegenstände sieht, wie er sie zeigt. Vielleicht ist der Herr von Vatillen nicht schön, nicht liebenswürdig in den Augen meiner Tochter!

Hätte ich doch nicht geglaubt, Frau von Armencourt, daß in Euren Jahren das Aeußere noch so viel Werth haben könne, — unterbrach sie die Herzogin mit Unmuth — daß Ihr glaubt, dieß

dürfe die kindische Thorheit Eurer Tochter entschuldigen! und überdieß sollte ich meinen, Ihr trautet mir mehr Geschmack zu, als daß ich einen Ritter begünstigen würde, dessen Aeußeres, dessen liebenswürdige Eigenschaften nicht denen Eurer Tochter werth wären.

Die Matrone war schon mehre Male verlegen aufgestanden und hatte sich demüthig verneigt, die Herzogin schien es nicht zu bemerken; jetzt aber, da sie inne hielt und ihr Auge wieder freundlicher auf Adelaide's Mutter ruhte, faßte diese ein Herz und wagte mit weitläufiger Rede sich zu entschuldigen.

Hoheit! — schloß sie, und glaubte eine Wendung gefunden zu haben, wodurch sie auf das fühlende Herz der Fürstin Eindruck zu machen nicht verfehlen konnte. — Was in meiner Macht steht, das Herz meiner Tochter nach den Wünschen ihrer gnädigen Gebieterin zu lenken, werd' ich thun — aber Ew. Hoheit haben ein zu liebevolles Herz, um nicht zu wissen, wie sonderbar launig es oft ist, und wie sehr es eigensinnig seine Neigung oft auf einen Gegenstand wirft, wo die Vernunft wohl ·nes Bessern rathen müßte.

Wie meint Ihr das?! rief Louise von Savoyen entrüstet.

Wie ich es meine, gnädige Frau? — erwiederte die Matrone verlegen, da ihr die Verhältnisse des Hofes unbekannt und deshalb der Unmuth der Herzogin unbegreiflich war. — Ich meine, daß oft das Herz anders handelt, als es sollte; oft zieht die Laune der Liebe, so wie ich vernahm, das Schöne zum Häßlichen, das Erhabene zum Niedrigen, das Alter zur Jugend.

Die Herzogin fuhr bei diesen Worten entrüstet auf. Sie gedachte des Connetable, der um ein Jahrzehnt jünger war als sie; sie gedachte ihrer Neigung zu ihm, wodurch sie sich selbst den Spott des Königs oft zuzog, und glaubte, die thörige Alte unterfange sich, dieß Verhältniß zu dem Herzoge von Bourbon auf eine lächerliche Art zu berühren. Diese war gleichfalls aufgestanden; der Herzogin Zorn zeigte ihr wohl, daß sie etwas gesagt haben müsse, welches dieser mißfalle, aber was dieß seyn konnte, war ihr räthselhaft.

Gnädige Frau! — hub sie endlich verlegen an — habe ich vielleicht irgend einen Ausdruck gewählt, der Ew. Hoheit mißfällig seyn könnte —

habe ich vielleicht sonst etwas versehen, so vergebt einer alten Frau, welcher so lange auf dem einsamen Mont Aubert der Ton der jetzigen Welt unbekannt blieb, welcher die Sitten des Hofes nur noch von den Jugendzeiten der verstorbenen Königin Anna von Bretagne, glorreichen Andenkens, bekannt sind!

Kennt Ihr den Connetable von Bourbon? fragte die Herzogin, sie genau betrachtend.

Ich habe nicht die Gnade, ihn persönlich zu kennen, — erwiederte die alte Dame unbefangen — doch viel von ihm gehört —

Auch er, der so viel Einfluß bei Hofe und bei dem Herrn hat, begünstigt den Ritter Vatillen, — fuhr die Herzogin freundlicher fort, da die Unbefangenheit der Frau von Armencourt ihr die Versicherung gab, sie habe bei ihrer Sentenz keine böse Absicht gehabt. — Auch der König wünscht diese Verbindung, deshalb glaube ich Euch rathen zu müssen, Eure Tochter ernstlich zu ermahnen, sich unserm Willen zu fügen; mich dünkt, ihr Herz neige sich zu dem Chevalier de Theis, einem finstern, mürrischen Manne, der keinen Freund am

Hofe

Hofe hat, und dessen Güter in der Dauphiné so verschuldet sind, daß die Verbindung mit ihm den alten Glanz des Hauses d'Armencourt nicht wieder herstellen würde. Sucht deshalb Eurer Tochter Herz nach meinem und des Königs wohlgemeintem Willen zu lenken, und nehmt dann die Versicherung, daß ich für Euer Kind mütterlich sorgen, der König ihres Gemahls gnädigst gedenken werde! — Sie entließ die gute Dame, die mit schwerem Herzen, doch ganz für den Plan der Herzogin gewonnen, zu ihrer Tochter zurückkehrte.

11.

Sie fand Adelaide am Stickrahm, wo sie eine blaue Schärpe mit silbernen Blumen verfertigte. Obgleich sie sich vorgenommen hatte, ihrem Herzen gleich Luft zu machen, trieb sie doch die Neugierde erst an den Rahm, die Arbeit zu besehen.

Was arbeitest Du da, Adelaide? fragte sie die Tochter, die bei ihrem Eintritte aufgestanden war.

Eine Feldbinde für meinen Ritter!

Den Chevalier de Theis, diesen ernsten, finstern Mann, dessen verschuldete Burgen auf den öden Bergen der Dauphiné liegen?

Für den Chevalier de Theis, Mutter! den ersten edlen Ritter, dessen Reichthum an Gold und Burgen ich nicht kenne, dessen Reichthum an Seelenadel mir aber wohl bekannt ist, und den ich mit Stolz meinen Ritter nenne!

Liebst Du ihn? fragte mit ängstlicher Erwartung die Mutter.

Ich ehre, ich achte ihn, denn er ist mein treuster Freund!

Du liebst ihn nicht?

Ich kenne die Liebe nicht, Mutter! kann Euch daher auch nicht sagen, ob das, was ich für den Chevalier fühle, Liebe sey. Nur das weiß ich, daß mein Herz auch an dem Hofe des Königs von Frankreich seine Freiheit behaupten wird.

Und wenn Deine Gebieterin, die Herzogin von Angouleme, Dein Herz zu Deinem Wohle leiten, der König Dir einen edlen Gatten bestimmen, Deine Mutter Dich bitten würde, ihnen, ihr zu folgen, und Dein Glück nicht von Dir zu stoßen?

Dann würde ich Euch, liebe Mutter, um den

Hals fallen, Euch bitten, mein Glück, mein Herz mir selbst zu überlassen; des Königs Edelmuth würde ich auffordern, seine Gewalt nicht über meine Gefühle auszudehnen, und meine Gebieterin in Demuth erinnern, daß der Frauen Herz ihr Eigenthum ist, über das nur die Liebe zu schalten vermag.

Erstaunt sah die Mutter Adelaide an. Diesen festen, diesen bestimmten Ton kannte sie nicht an ihrem Kinde, das, von jeher sanft und nachgebend, nie dem eignen, nur der Aeltern Willen gefolgt war. — Adelaide! — sagte sie endlich — bist Du meine sanfte, meine geliebte Tochter, bist Du das fromme, folgsame Kind, welches mir auf Mont Aubert so manche süße Hoffnung der Zukunft bereitete, dann höre auf meine Worte und befolge sie! Der Ritter Vatillen, schön und liebenswürdig, wie ihn die Herzogin mir schildert, wirbt um Deine Hand. Die Gnade des Königs wird Dich zum Altar begleiten, die Gnade der Herzogin Dich fürstlich ausstatten. Von ihr hängt Deiner Aeltern Glück ab, setze es nicht auf's Spiel. Folge dem Willen der Herzogin von Angouleme!

Mutter! — erwiederte Adelaide, und ein schmerzliches Lächeln umfloß ihre lieblichen Züge, — Mut-

ter! was in meinem Innern vorgeht, kann ich Euch nicht kund thun; kenn' ich mich doch selbst nicht und weiß nicht die streitenden Empfindungen zu ordnen, nicht zu deuten. Wenn mein Entschluß gereift und fest in mir steht, dann will ich ihn Euch mittheilen, und kann ich, darf ich es, Eure liebende, folgsame Tochter seyn.

Aber, Kind! — sagte die Mutter, und die Thräne in der Tochter Auge hatte sie schon weich gestimmt. — Was hat Dich in dieser kurzen Zeit so verändert, Dir diesen festen, muthigen Sinn gegeben, hier, wo die Großen, die Dir entgegen treten, wo der Glanz, der Dich umgiebt, Dich eher demüthigen sollten? — Ich fühle meinen Werth auf Mont Aubert, doch hier drückt mich alles nieder, und wie ich dort stolz mein Haupt erhebe, senke ich es hier demuthvoll.

Mutter! — erwiederte Adelaide lächelnd — auf Mont Aubert neben Manon und Blanche, die in mir ihre Herrin sahen, und die sich schon hochbeglückt fühlten, zog ich sie freundlich zu mir auf, da wandelte ich demüthig. Hier aber fand ich schon in den ersten Tagen, daß wahre Demuth nicht ausreicht, daß man handeln oder dulden

müsse, und man nur auf dem Platze steht, auf welchen man sich selbst gestellt. Treu üb' ich meine Pflichten, doch wo diese mich nicht binden, da bestimmt mir mein inneres Gefühl meinen Platz, und ich stehe bescheiden, aber fest auf ihm.

Die Trompete gab das Zeichen zur Tafel. — Auch Frau von Armencourt war eingeladen und folgte der Tochter in das Vorzimmer der Herzogin von Angouleme, um sich deren Gefolge anzuschließen. Es war zum ersten Mal, daß sie bei versammeltem Hofe erschien, daß sie an königlicher Tafel sitzen und alle die Pracht und Herrlichkeit, wodurch sich der Hof Königs Franz so auszeichnete, erblicken sollte. Als sie eintrat, nickte ihr die Herzogin freundlich zu, winkte der Gräfin St. Pol und empfahl ihr, so daß es alle Umstehenden hören konnten, die Frau von Armencourt, die würdige Gattin eines alten treuen Dieners ihres Hauses; und als die Gräfin, welche dem Hause Bourbon nahe verwandt war, ihr die Hand bot und sie, eine der ersten, der Herzogin folgte, war das Glück fast zu groß, sie glaubte es nicht ertragen zu können. Die Herzogin stand wie ein leuchtender Seraph vor ihr, der sie in das Paradies des

Lebens einführte, und fest beschloß sie jetzt aus Dankbarkeit, ihr Leben nur ihr zu weihen, und, es koste was es wolle, Adelaide zu vermögen, dem Schützling der erhabenen Gebieterin, dem Ritter Vatillen, ihre Hand zu reichen.

In den hohen Saal eingetreten, der mit den Bildern der Valois geschmückt war, fanden sie den Hof schon versammelt, nur wie gewöhnlich fehlten der König und seine nächsten Umgebungen noch, welcher immer erst dann erschien, wenn er wußte, seine Mutter sey schon zugegen. Heute war auch die Herzogin von Chateaubriant noch nicht da; ein außerordentlicher Fall, da sie, obgleich ihre Feindin, nie die schuldige äußere Achtung gegen die Herzogin von Angouleme vergaß. Die Königin Claudia verließ, da sie noch krank war, ihr Zimmer nicht.

Alles beeilte sich, der Mutter des Königs seine Ehrerbietung zu beweisen; jede Huldigung, welche diese empfing, und die sie, nachdem der Gegenstand war, welcher sie brachte, bald gnädig oder kalt aufnahm, hatte die Dame von Mont Aubert wie für sich aufgenommen, jede Verbeugung im Stillen erwiedert. Jetzt nahte ein Ritter und

verneigte sich tief, jedoch schweigend. — Herr von Vatillen! — sagte die Herzogin zu diesem — dort steht die Frau von Armencourt, Ihr werdet wohl thun, ihr die schuldige Hochachtung zu bezeigen; seyd für heute ihr Begleiter! — Vatillen begrüßte die Frau von Armencourt mit Anstand, die mit forschendem, aber sehr freundlichem Blicke den Ritter betrachtete, schon bei diesem ersten Blicke ihm gewogen war, und nicht begreifen konnte, wie Adelaide nur einen Augenblick anstehen könne, diesen liebenswürdigen, schönen Mann zu wählen. Sie war von seinem Benehmen so sehr eingenommen, fand so viel Geist, so viel Liebenswürdigkeit in seinen Reden, seine Haltung so edel, daß sie fast im Uebermaße ihrer Freude, als Vatillen sich zurückzog, der Gräfin von St. Pol ihre Ansichten und Wünsche mitgetheilt hätte. Doch sie fühlte das Unschickliche dieser Mittheilung, schwieg eine Weile, und fragte dann die Gräfin: Wer ist der schöne Mann mit dem stolzen Blicke, zu welchem der Herr von Vatillen so eben tritt?

Kennt Ihr den Chevalier de Theis nicht? erwiederte die Gräfin.

Dieß der Chevalier de Theis aus der Dauphiné?

Der nämliche, den Eure holde Tochter vor allen Rittern des Hofes auszeichnet.

Erstaunt, betroffen, von dem edlen Anstande des Chevaliers wider Willen angezogen, sah die gute Dame starr auf den Ritter, als die Flügelthüren sich öffneten, die Herzogin von Angouleme sich plötzlich nach einer andern Seite wandte, dem Eingange des Saales den Rücken zukehrte, und schnell mit der Herzogin von Alençon ein Gespräch begann. An der Hand des Herrn von L'Escu, ihres Bruders, trat jetzt die Herzogin von Chateaubriant, prächtig in Purpur-Sammet gekleidet, ein. Alles neigte sich vor der königlichen Geliebten, die mit Anstand und Würde auf die Herzogin von Angouleme zuschritt, welche erst, als die Chateaubriant dicht vor ihr stand, sich wie zufällig umdrehte, die Verbeugung höflich, aber kalt erwiederte, ihr flüchtig einige Fragen that, und dann schnell das Gespräch abbrechend, es wieder mit der Herzogin von Alençon anknüpfte.

Die Frau von Chateaubriant wandte sich nun nach einer andern Seite, wo ihr Bruder, der Marschall Lautrec, mit dem Herzoge von Bourbon sprach. Ohne irgend eine Absicht hierbei zu zei-

gen, wußte sie es geschickt so einzuleiten, daß der Connetable, vielleicht selbst wider Willen, in ein Gespräch mit ihr verwickelt wurde; sie wußte so fein dem Gespräche eine dem Herzog interessante Wendung zu geben, daß noch, ehe der König erschien, die Herzogin von Angouleme unruhig wurde, das Gespräch mit ihrer Tochter abbrach, und froh zu seyn schien, als der König in den Saal trat.

Es war ein imponirender Anblick, die Gruppen von Rittern und Frauen zu sehen, die plötzlich, wie von einem Zauberschlage berührt, sich neigten, als die jugendliche Gestalt des Königs in ihre Mitte trat; doch niemand neigte sich tiefer und fühlte sich so von Demuth durchdrungen, als die gute Dame vom Schlosse Mont Aubert; niemand war glücklicher als sie, da der König, nachdem das Ceremoniel ihm Freiheit gab, wieder zu seiner Mutter trat, dort sie erblickte und ihr freundlich zunickte; niemand war seliger als sie, da er mit Adelaide lange und, wie es schien, angelegentlich sprach. — Anfangs zwar sah die gute Frau ängstlich nach der Herzogin von Chateaubriant; da diese jedoch gar nicht darauf zu achten schien, konnte sie ihr Glück wieder ganz genießen.

Noch sprach der König mit Adelaide, noch sog die Frau von Armencourt ihr Glück in vollen Zügen ein, als der Herr von Imbrecourt zu ihr trat und sie im Namen der königlichen Geliebten bat, zu dieser einen Augenblick sich zu begeben. — Ein neues Glück! — Aber plötzlich erinnerte sie sich einiger Verhältnisse, mit denen Adelaide am Morgen sie bekannt gemacht hatte, sie sah die Gräfin St. Pol fragend an; doch schnell raunte ihr Vatillen, der ihre Unentschlossenheit bemerkt hatte, in's Ohr: Ihr dürft nicht länger verweilen, eilt! — Sie folgte dem Herrn von Imbrecourt, welcher sie der Herzogin vorstellte, die allein in einer Nische neben der Bildsäule des Merkur stand.

Ich freue mich, Euch in Paris zu sehen, Frau von Armencourt! — begann die Herzogin — Ihr thut Recht, dem Triumphe beizuwohnen, welcher Eurer Tochter hier am Hofe wird; Ihr könnt stolz auf Adelaide, der Zierde unsrer Jungfrauen, seyn! — Die Dame neigte sich. — Sie scheint — fuhr die Herzogin fort — den Chevalier de Theis, einen der edelsten Ritter des Hofes, auszuzeichnen.

Aber arm — unterbrach sie die Frau von Ar-

mencourt, erschreckend, daß ihr das Wort entschlüpft war.

Nicht ganz arm an Glücksgütern, aber reich an Achtung, die ihm das Heer zollt, reich durch die Gnade des Königs, welche ihm in vollem Maße werden soll. — Kaum hatte die Herzogin dieß gesprochen, als sie sich tief und ehrfurchtvoll neigte.

Die Frau von Armencourt, die zwar nicht wußte, was diese Verneigung bedeuten sollte, erwiederte sie jedoch, indeß die Chateaubriant mit dem ihr eigenen Silbertone sagte: Sire! so eben sprach ich mit Frau von Armencourt; nicht wahr, kein schöneres Paar könnte man sehen, als den Chevalier de Theis und Adelaide?

Schon bei dem Worte „Sire" hatte sich die gute Frau schnell umgesehen und den König dicht hinter sich erblickt, der, ehe sie sich noch von ihrem Schreck erholen konnte, der Herzogin lächelnd erwiederte: Gewiß, es wäre das schönste Paar, welches in der Kirche Notre Dame getraut werden könnte!

Und deshalb, Frau von Armencourt! müßt Ihr den Wünschen, dem Willen Seiner Majestät —

sagte die Herzogin scharf betonend — nicht entgegen seyn, und diese Heirath zu befördern suchen, welche der König wünscht, welche der ganze Hof so vortheilhaft für Eure Tochter anerkennt und durch die Ihr mich ungemein verbinden würdet, da ich Theil an dem Schicksale Adelaide's nehme und der Chevalier meines Bruders, des Marschalls, Freund ist. — Nicht, Sire? — begann sie nun, sich zum Könige wendend, da die Verlegenheit der Dame von Mont Aubert dieser zu antworten nicht erlaubte und die Herzogin stärkerer Waffen noch zu bedürfen glaubte, um ein bestimmtes Ja ihr abzunöthigen. — Nicht, Sire? Die Gnade Ew. Majestät wird den Chevalier in den Stand setzen, die Tochter des Hauses d'Armencourt mit Glanz am Hofe aufzuführen?

Gewiß! sagte der König, welcher leicht den Plan der Chateaubriant durchschaute, und den die Verlegenheit der Matrone, welche nur durch stumme Verbeugungen den Willen der Herzogin zu befolgen versprach, zu belustigen begann.

Nun, Frau von Armencourt! — sagte jetzt die Chateaubriant, welche die Herzogin von Angouleme

sich nahen sah, — wollt Ihr den Willen Sr. Majestät erfüllen? Sprecht!

Sire! — begann die Matrone, die in dem entscheidenden Momente einen glücklichen Gedanken festhielt, indem sie sich zu dem König wandte. — Sire! wenn Ew. Majestät es befehlen, so wird Guillaume d'Armencourt, mein Gatte, der nur allein über die Hand unsrer Tochter bestimmen kann, sich nicht unterfangen, dem Willen seines Königs entgegen zu handeln.

Dame! — rief der König — Ihr habt Euch trefflich aus der Verlegenheit gezogen! — Bonnivet! — rief er dem Admiral zu, welcher nicht weit entfernt stand, während ein bittender Blick aus der Chateaubriant schönem sprechenden Auge den König traf, — ruf' mir den Chevalier de Theis!

Des Königs Mutter, welche dieß alles beobachtet hatte, glaubte, daß sie eilen müsse; ehe sie jedoch bis zum König gelangte, stand der Chevalier schon vor selbigem, und die Herzogin von Chateaubriant stellte ihn der Dame von Mont Aubert vor. Der Chevalier begrüßte die Mutter Adelaide's freundlich und mit Anstand, und sagte: Frau

von Armencourt! Ihr könnt auf Eure Tochter stolz seyn; sie ist den Frauen ein Muster, den Männern eine anbetenswürdige Heilige!

Brav, Chevalier! — sagte schnell der König — Brav, daß auch Ihr an meinem Hofe die Galanterie lernt! — Aber, foi de gentilhomme! — rief er der Frau von Armencourt zu — was er von Eurer Tochter sagt, ist wahr!

Sire! schon lange ist alles bereit, — unterbrach ihn in diesem Augenblicke die Herzogin von Angouleme. — Ist es Ew. Majestät gefällig?

Dieser, den die kleinen Fehden der Mutter und der Geliebten zuweilen, wenn sie nicht zu heftig wurden, vergnügten, hätte gern diese Scene noch länger fortspielen lassen, doch nöthigte ihn der Ernst, den er auf dem Gesichte der Mutter sah, ihr den Arm zu bieten. Der Hof folgte, und Vatillen, des erhaltenen Befehles eingedenk, führte Frau von Armencourt zur Tafel, die in einer qualvollen Unruhe war, wie sie nun, da der König sich so bestimmt für den Chevalier ausgesprochen hatte, sich gegen den Herrn von Vatillen benehmen sollte.

12.

Es scheint mir, theurer Freund! — sagte am Abend der Chevalier zu Vatillen — daß sich der Hof in unsre Angelegenheiten mischt; das ist mir unlieb. Dich begünstigt des Königs Mutter, und deshalb mich die Herzogin von Chateaubriant, und das ist mir demüthigend; soll ich mir ein Herz, wie das Herz Adelaide's, erringen, so will ich es mir allein verdanken; soll ich es verlieren, will ich es nicht durch Hofkabale. Mich ärgert dieses Treiben, wo wir gleich zwei Bällen hin und her geworfen, aus einer Hand in die andere, aus einem Munde in den andern gehen. Selbst der Mutter Gegenwart, die Du heute Mittag so angelegentlich unterhalten hast, ist mir unangenehm, denn sie ist zu irgend einem Zwecke hierher beordert.

Freund! — unterbrach ihn Vatillen — wer wie Du der Hoffnung so nahe steht, der verschmäht alle fremde Hülfe; wer wie ich so weit von ihr entfernt ist, dem ist jede willkommen.

Streng und ernst sah der Chevalier auf seinen Freund, der lächeln wollte, und es doch nicht vermochte. — Vatillen! — rief er endlich — könnte

Dir wirklich Adelaide's Besitz von so wenigem Werthe seyn, daß Du Dir ihn erschleichen möchtest? Genügte Dir ihre Hand, wenn das Herz sie Dir nicht reichte?

Ohne ihrer Liebe gewiß zu seyn, entsage ich Allem! erwiederte Vatillen.

Und glaubst Du, ich stehe ihrem Herzen näher als Du? fragte der Chevalier.

Gewiß!

Du irrst! Ich kenne nur wenig der Frauen Herz; ich habe nie mit ihnen getändelt und gekoset. Die schlummernden Gefühle sind nur durch diese Jungfrau in mir geweckt, und die Sprache der Liebe, welche sie in mir zum Leben aufrief, wie die Abendluft die Saiten der Aeolsharfe mit Tönen belebt, spricht zu laut in mir, als daß ich nicht fühlen sollte: Alles, was aus Adelaide's Augen, aus ihrem Herzen, von ihren Lippen zu mir spricht, ist nicht die Liebe, ist Freundschaft auf Achtung begründet, ist Vertrauen des jugendlichen Herzens zu dem ältern verständigern. Schüttle nicht Dein Haupt, die Schwingen der Eitelkeit entführen mich nicht in's Land der Träume; klar, deutlich bleibt alles vor mir, denn in mir ist die

Liebe

Liebe eine heilige Begeisterung, kein trunkener Wahn! — Batillen! — sagte er nach einer Pause, und ergriff traulich des Freundes Hand, — des Weibes Sinn ist weich, an den festen männlichen schließt er sich gern, doch nicht an den rauhen. Die edelste Jungfrau bleibt ihrem Geschlechte treu; nur schmeichelnd schleicht sich die Liebe in ihr Herz, nur tändelnd muß sich das Ernste ihnen nahen, und das vermag ich nicht. Glaube mir, Freund! Du stehst ihrem Herzen näher als ich. Sie vermeidet Dich und ist gegen mich traulicher; das liegt in meinem Ernste, bei dem sie nichts auf's Spiel setzt; das liegt in Deinem Rufe, der sie warnt, Dir zu vertrauen, und sie bestimmt, ihre Würde gegen Dich und vor der Welt zu behaupten. Aber selbst in dieser Furcht, in dieser Behutsamkeit, in dieser Scheu vor Dir liegt das Gefühl, Du könntest ihrem Herzen gefährlich werden; mir vertraut sie, denn sie ist mit sich einig, daß ihr Herz hierbei nichts wagt. Vertraue meinem Gefühle, vertraue der innern Stimme, die mir bei Adelaide's freundlichstem Blicke zuruft: — Dieß gilt nur Deinem Freunde!

Sonderbarer Mensch, dem auch nicht das min-

deste der Bienennatur zu Theil wurde, kein Stachel, heimtückisch zu verwunden, kein Stachel, den Honig aus dem Blumenkelche zu saugen! Ich glaube, wenn das Mädchen in Deinen Armen läge, Du zweifeltest doch noch an ihrer Liebe, und glaubtest, die Freundschaft preßte die glühenden Lippen auf die Deinigen. Armer Freund, zerstöre Dir Deinen Himmel nicht! Oder willst Du vielleicht aus Mitleid dem Freunde einen Tropfen Balsam reichen? — Die Wunde brennt zu heftig, nur sie kann heilen und wird es nie!

Gelobt sey Gott! — rief nun der Chevalier — daß die Kriegstrompete bald schmettern und uns zum Kampfe rufen wird, wir gingen hier sonst beide unter. Mir hat Adelaide die Funken, welche in mir schlummerten, zur Flamme angefacht, Dir des Frohsinns Fackel verlöscht. Aber ermanne Dich; so wie die Flamme mich nicht verzehren soll, mag sie auch für Dich wieder auflodern! — Die Liebe begleite uns zum Kampfe! entmuthigen soll sie Dich nicht, mich nicht in Verzweiflung jagen, denn ich glaube, ehe wir über die Alpen klimmen, ist unser Schicksal hier entschieden. Die Fehde der beiden mächtigen Frauen, welche uns,

ohne daß wir es wollen, beschützen, und die ihrer Eitelkeit, nicht uns gilt, verlangt Entscheidung. Ich wette, die Herzogin von Angouleme führt sie herbei, ehe wir Paris, wenigstens ehe wir Lyon verlassen, und das wäre gut, denn die Würfel müssen liegen, ehe wir von dannen gehen. Und deshalb, Vatillen, mein Freund, mein Bruder! unser Schicksal gestalte sich freundlich oder trübe, so wollen wir nicht entmuthigt über die Alpen ziehen, und als Freunde und Waffenbrüder soll uns Bayards Wahlspruch: Für Gott und König! zum Schlachtfelde begleiten.

Und Du, Chevalier! — rief Vatillen, und sank mit inniger Rührung in des Freundes Arme, — Du füge noch: Auch für Deine Dame! hinzu.

Der Chevalier schüttelte verneinend den Kopf. — Du irrst! Doch freilich, bleibt unser Schicksal unentschieden, treten wir beide nicht ganz hoffnunglos unsern Kriegszug an, dann schließen wir auch die Dame unsers Herzens in den Wahlspruch ein, und es kämpfe dann, für Gott unser Glaube, für den König unsre Ehre, für das Vaterland unser Muth, und für sie — unser Herz!

Es sey! — rief Vatillen, und hob den gefüll-

ten Becher. — Auch wenn sie uns verschmäht, lebe einzig in unserm Herzen die Krone der Frauen, Adelaide d'Armencourt! — Er leerte das Glas bis auf die Neige. Auch in dem Pokale des Chevalier blieb kein Tropfen.

Hätten die beiden Freunde lauschen, hätten sie hören können, was Adelaide mit ihrer Mutter indessen sprach, als sie von ihrer Gebieterin entlassen auf ihrem Zimmer waren, so wären vielleicht die Becher nicht bis auf den letzten Tropfen geleert worden; denn nicht für den Einen, nicht für den Andern entschied sie sich; sie gestand der Mutter, daß das Gefühl, welches sie für Beide in ihrem Herzen trüge, nicht dem gleiche, welches sie wohl zuweilen als das Gefühl der Liebe ahne. — Auch quält Euch nicht, Mutter! — fuhr sie fort — fürchtet nicht, daß des Königs Ungnade auf mich, auf Euch zurückfalle, wenn ich dem Chevalier meine Hand nicht reiche; dem Könige ist es gleichgültig. Der Herzogin von Chateaubriant zu Gefallen äußerte er sich für diesen; seiner Mutter nicht zu widersprechen, wird er eben so den Herrn von Vatillen begünstigen, deshalb — Aber überlaßt mir nur die Leitung dieser Angelegenheit, überlaßt mein

Herz nur sich selbst, das über das stürmische Meer der Hofkabale muthig dahin fährt; und wo durch die Klippen sich zu winden dem Steuermanne die Erfahrung fehlt, ersetze sie Muth und Festigkeit!

Die Mutter zagte dennoch; sie glaubte in dem Sturme untergehen zu müssen, den sie über ihr Haupt sich zusammenziehen sah, da am anderen Tage Adelaide ihrer Gebieterin bestimmt erklärte, sie fühle keine Neigung, jetzt schon über ihre Hand zu bestimmen, und sie schmeichelnd bat, ihrem Herzen keine Fesseln anzulegen. Sie glaubte untergehen zu müssen, als Lautrec am andern Abend über die Wünsche seiner Schwester sich bestimmt erklärte, und ihm die nämliche Antwort wurde. Sie zitterte vor dem Tage, wo sie Paris wieder verlassen und der Herzogin sich empfehlen sollte. Aber gnädig entließ sie des Königs Mutter, freundlich höflich die Herzogin von Chateaubriant; und als am Abende der Abreise Florimond Robertet, der Secretair des Herrn von Boissy, mit der Nachricht zu ihr kam, der König habe die Rente auf die Zölle von Rennes um tausend Livres vermehrt, als die Herzogin von Angouleme ihr eine Perlenschnur, die Herzogin von Chateaubriant mehre kost-

bare Geschenke zum Andenken überreichen ließ, da verschwand die Sorge, beruhigt schloß sie ihre Tochter, der sie alle diese Herrlichkeiten verdankte, in die Arme, und verließ mit frohem Blicke in die Zukunft Paris, wo sie noch in ihren alten Tagen die Wonne genossen hatte, am Hofe Königs Franz des Ersten, der ihr gegen den Anna's von Bretagne wie eine Feenwelt vorkam, mit Auszeichnung aufgetreten zu seyn.

Auch der Hof verließ am anderen Tage das Schloß der Tournelles und begab sich nach Lyon.

13.

In dieser volkreichen Stadt wogte es von Kriegern und Heerhaufen, die aus dem Innern des Reiches kamen und auf der Straße nach Italien weiter südwärts zogen. Lyon war der Sammelplatz des Heeres. Hier erst war es für Europa entschieden, wohin der jugendliche, kriegerische König die Masse von Streitkräften wenden würde, welche schon sein Vorfahr, Ludwig der Zwölfte, in den letzten Tagen seiner Regierung in der Stille ver-

sammelt, und König Franz seit seiner Thronbesteigung mit regem Eifer vermehrt hatte. Dem Heere selbst ein Geheimniß, hatten nur die vornehmsten Heerführer dessen Bestimmung gewußt, und es war bisher immer noch ungewiß geblieben, ob der Krieg sich gegen die Niederlande, gegen Ferdinand von Arragonien, oder nach Italien wenden würde. Die Zusammenziehung der Truppen in Lyon zeigte den Fürsten, daß es die Eroberung Mailands gelte, wo der König keinen andern Widerstand finden konnte, als die Schweizer, die wenigen Soldaten des Papstes und einige Truppen der Spanier.

Die Herzoginnen von Angouleme und Alençon hatten den König hierher begleitet, auch die Herzogin von Chateaubriant war nach Lyon gekommen, ihrem königlichen Geliebten ein Lebewohl zu sagen; der Connetable, welcher, vermöge seines Amts, die Vorhuth befehligte, war schon früher eingetroffen, um alles zum Abmarsche des Heeres zu ordnen, und Lyon schien mehr ein Waffenplatz als ein Hoflager zu seyn.

Auch hier setzten die Freunde ihre Bewerbungen bei Adelaide fort, die, wie in Paris, ihr Betragen so sicher abmaß, daß keinem der Hoffnung

Schwingen gehoben, keinem sie gelähmt wurden. Indessen mußte der kalte Beobachter bemerken, daß, jemehr der Tag der Abreise nahte, je herzlicher ihr Benehmen gegen den Chevalier ward, sie desto nachsichtiger die so lebhaften Bewerbungen Vatillens duldete. Die bevorstehende Trennung schien sie weicher zu stimmen, und wenn auch die Ahnung sie beunruhigte, daß die Stunde, wo sie sich bestimmt aussprechen müsse, nahe sey, so mochte doch so manche Erinnerung an die beiden Freunde ihre Gefühle aufregen, und das Trennen ihr noch schmerzlicher seyn als das Entscheiden.

Mußte ihr nicht des Chevaliers Biederkeit, sein bescheidenes Nahen, das unterdrückte Gefühl, die stumme Sprache seines Herzens, mußte sein edles Benehmen, der innige Antheil, welchen er an ihrem Schicksale nahm, das Feuer, mit dem er von seinem Freunde Vatillen sprach, ihre Achtung nicht vermehren, mußte sie die treue Freundschaft der beiden Nebenbuhler nicht bewundern? Sah sie jetzt Philipp Vatillen, diesen Flatterhaften, der sonst von Blume zu Blume geschwärmt, der jedes Frauenherz für sein Eigenthum gehalten, und

welcher der Frauen Werth nur nach der Theilnahme abgewogen hatte, die sie an ihm nahmen — sah sie diesen träumend, sinnend, sah sie, wie ein einziger Blick von ihr den Ausbruch seiner Leidenschaft unterdrückte, wie er, fest gebannt an sie, seine Flügel selbst gebunden hatte, so mußte die Eitelkeit ihr schmeichelnd zurufen: das ist Dein Werk! der Mann, der für sie sein Inneres umzustalten vermochte, konnte ihr nicht gleichgültig bleiben. — Aber prüfte sie sich auch noch so genau, wollte sie auch noch so bedächtig ihre Empfindungen wägen, so sank keiner in der Schale ihrer Gunst, für keinen neigte sich ihr Herz, und sie glaubte daher, daß das wohlwollende Gefühl, welches sie nach den Freunden zog, nicht Liebe sey, sie müsse ungetheilt nur für einen entflammen.

Der Chevalier hatte die Ueberzeugung, selbst Vatillen fürchtete, daß keiner von ihnen den Platz in Adelaide's Herzen eingenommen habe, der ihnen in diesem irdischen Himmel genügen konnte, und beide beschlossen, sie um eine Unterredung für den Morgen vor ihrer Abreise zu bitten, um dann ihr Loos entschieden zu sehen.

Noch am selbigen Abend baten sie Adelaide um Erlaubniß, ihrer Dame ein Lebewohl sagen zu dürfen; sie bewilligte es Beiden.

Als die Morgensonne strahlend über die Fluthen der Rhone schien und die Freunde aus ihren unruhigen Träumen weckte, trieb diese Verkünderin eines verhängnißvollen Tages sie von ihrem Lager, wo der Schlaf sie geflohen und nur ein leiser Schlummer ihnen die neckenden Morgenträume zugeführt hatte. Schnell kleideten sie sich an, und selbst der ernste Chevalier that es mit besonderer Sorgfalt. Er sah diesen Tag als den Schlußstein seines freudelosen Lebens an, Vatillen glaubte durch ihn das längst vollendete Gebäude eines fröhlichen Lebens in Trümmern zu sehen. Jeder fürchtete, in der verhängnißvollen Morgenstunde stehe sein Schicksal entscheidend vor ihm, und beide betrogen sich, denn kaum waren sie angekleidet, so traf sie der unerwartete Befehl, dem Könige auf die Jagd zu folgen. Noch nie war ihnen diese Ehre zu Theil geworden, um so auffallender mußte es für sie seyn, daß sie ihnen heute wurde; und als Vatillen schnell zur Jagd angekleidet in des Chevaliers Wohnung trat, um ihm sein Erstaunen und

seinen Unmuth mitzutheilen, rief ihm dieser entgegen: Da auch Du geladen bist, so liegt eine Absicht zum Grunde. Sey auf Deiner Huth!

Sie schickten beide ihre Diener zu Adelaide, ließen sich mit dem königlichen Befehle bei dieser entschuldigen, und fanden sich zur bestimmten Stunde unter dem Jagdgefolge des Königs ein. Dieser erschien, grüßte die Anwesenden freundlich; sie jedoch schien er nicht besonders zu beachten. — Der Zug setzte sich in Bewegung, Lyon lag bald weit hinter ihm. Die Jagd begann; der flüchtige Hirsch wurde gejagt, er sank zu des Königs Füßen. Nur Wenige hatten der Meute folgen können, unter diesen war Vatillen. Ganz nahe war er dem Monarchen. — Ein köstlicher Hirsch! sagte dieser zu ihm, sprengte fort, die Hörner erschallten von neuem, bald schlug die Meute wieder an, ein anderer Hirsch ward aufgejagt und verfolgt.

Schon waren drei dieser edlen Thiere eine Beute der gierigen Hunde geworden, oft war der Chevalier, oft Vatillen nahe dem König, der ihrer nicht achtete, oder nur ein flüchtiges, die Jagd betreffendes Wort mit ihnen sprach. Jetzt — ein Eber wurde verfolgt, da nahte Lautrec dem Chevalier. —

Hört! — rief dieser ihm zu, und hielt sein normännisches Roß an. — Hört, Chevalier! heute ist der Tag, wo das Fräulein d'Armencourt sich entscheiden soll; ich hoffe an diesem Tage einen Theil meiner Schuld von Ravenna zu bezahlen, denn ich glaube Euch versichern zu können, daß Ihr mit jeder Stunde der Hoffnung entgegen geht. Doch Frauengunst ist launisch wie ein stürmischer Aprilmorgen, und wenn das Glück, trotz dem festen Glauben meiner Schwester, aus dem Rosenmunde dieser Holden Euch nicht würde, so seyd überzeugt, daß es mich schmerzen, und daß ich jede Gelegenheit ergreifen werde, Euch zu zeigen, daß Lautrec nicht undankbar ist.

Gnädiger Herr! — erwiederte der Chevalier — nur gezwungen jage ich dem Hirsche, wider Willen dem Glücke nach. Tritt es mir aus dem Munde des Fräuleins d'Armencourt freundlich entgegen, dann will ich es willkommen heißen, wenn es meinem Rufe allein folgend ihren Lippen entschwebte und keine Intrigue, kein königliches Machtwort es hervorrief. Uebrigens, Herr Marschall! hat mich für den Reiterdienst, den ich Euch bei Ravenna

that, das Bewußtseyn belohnt, dem Vaterlande einen edlen Krieger erhalten zu haben.

Ihr seyd sehr stolz! — sagte der Marschall empfindlich — Doch bleiben Euch mein Dank und meine Dienste, wenn Ihr auch beide zurückweis't. — Er jagte dem Hörnerschalle nach und ließ den Chevalier allein, der, dieses Treibens müde, abstieg und, sein Roß am Zügel, sich dem Nachdenken überließ.

Noch war er in tiefen Gedanken, als er einen Reiter über Stock und Stein daher sprengen sah. Das Roß, so schien es dem Chevalier, ging mit ihm durch, denn obgleich der Reiter fest im Sattel zu sitzen schien, so zeigte doch der ungebahnte Weg, auf dem er ritt, und das wilde Jagen und Wiehern des Rosses, daß kein Zügel dessen Muth bändige. Es jagte gerade auf den Chevalier zu, der, schnell aufspringend, mit kräftiger Faust des Pferdes Zügel ergriff und es aufhielt, daß es sich bäumend überschlug und seinen Reiter weit wegwarf.

Helfe mir Gott, Chevalier de Theis! — rief dieser, sich aufraffend. — Ihr habt Kraft für Zehn,

und Eure Faust wirft ein wildes Roß um, als wäre es ein Stecken, aber mich mit; und dafür kann ich Euch nicht danken.

Der Chevalier trat näher. — Ei, mein werther Herr Clement Marot! — sagte er, den Kammerdiener der Herzogin von Alençon vor sich sehend. — Was bringt Euch hierher? Ich glaube wahrlich, Ihr solltet kein Roß besteigen, denn wie ich sehe, gehen sie alle mit Euch durch, selbst der Pegasus, doch sonst ein frommes Thier!

Seht, mein ernster Ritter! — erwiederte Clement Marot, in damaliger Zeit Frankreichs berühmtester Dichter, — da jage ich dem Haufen Jäger nach, die, wie toll, den edlen Hirsch verfolgen; ein göttlicher Gedanke fährt mir durch den Sinn, ich sehe in der Meute das Schicksal, in dem Hirsch den Menschen. Ich halte mein Roß an, Gedanke folgt auf Gedanke, eine Stanze der andern, und wie ich nun eben am Schlusse bin, wo das Schicksal mit unerbittlicher Faust seine Geißel über den Erdensohn schwingt, fährt aus dem Dickicht ein furchtbarer Eber hervor; mein Roß wird scheu, fährt seitwärts, ich erschrecke, die Zügel entfallen mir, und ehe ich sie wieder

fasse, führt meines Rosses toller Muthwille mich über Stock und Stein, wie meine Phantasie, unaufhaltsam weiter. Hinter mir ließ ich den schnaubenden Eber und alle schönen Gedanken und Verse, verlor meinen Mantel an dem Gestrüppe, und mit jedem angstvollen Klopfen meines Herzens entfloh mir ein Reim, so daß Ihr Clement Marot ohne seinen Mantel und ohne seine göttliche Idee vor Euch seht.

So wenig heiter gestimmt auch der Chevalier war, so konnte er sich doch eines Lächelns nicht erwehren. — Armer Clement! — sagte er, das immer noch schnaubende Roß zurückgebend, — könnte ich Euch die Begeisterung so leicht wieder schaffen als dieses Roß, ich würde bitten, Euch unter diesen Eichbaum zu setzen, und noch einmal Euer Gedicht zu beginnen, wie der Mensch, vom Schicksal gehetzt, immer auf seinem finstern Pfade fortgetrieben wird.

Nein, Chevalier! — sagte Marot — nicht noch einmal versuche ich das Furchtbare, das meine Dichtung so schnell in Wahrheit umwandelte; überdieß klopft mir das Herz noch zu gewaltig, und ich bedarf einer Stärkung. — Er band seinen Klepper

an einen Baum, nahm aus einer großen Pistolenholfter seines Sattels eine längliche Flasche mit Cyperwein, aus der andern einen gebratenen Kapaun, setzte sich unter den Baum und lud den Ritter ein, gleiches zu thun. — Wenn der Kopf ruht, Chevalier! muß der Magen arbeiten; ein Glas Cyperwein stärkt beides. Trinkt, laßt die Jagd ohne uns immer waldeinwärts gehen; hier im Schatten der alten Eiche ruht sich's wohl!

Der Chevalier, welchem der ewig heitere Clement wohl bekannt war, nahm die Einladung an, setzte sich und trank. Doch während Marot seinen Kapaun verzehrte, sprach der Chevalier kein Wort, welcher, Eber und Roß, den flüchtigen Dichter und seine Elegie vergessend, nur Adelaide's gedachte.

Seht! — rief plötzlich Marot, und setzte die Flasche ab, — da kommt noch ein Geselle zu uns geritten; aber wenn ich auf Flügeln des Windes daher jagte, naht dieser langsam, als wär' er der Ritter Persante auf seiner Schnecke; und doch scheint sein Roß ein edles Thier. Fürwahr, Chevalier! helfe mir Gott, der Ritter Papillon ist es, der, um die Strahlen einer heiligen Glorie schwärmend,

mend, sich die Flügel versengte und jetzt kriechen muß, statt zu flattern!

Es war Vatillen, der, ohne sie bemerkt zu haben, langsam auf sie zuritt.

Wo bist Du geblieben, Du Stern aller lustigen Ritter! — rief Marot ihm zu, der sie jetzt plötzlich gewahrte. — Wo bist Du geblieben, Du Honigsauger aus jeder Blume! wo ist Dein Stachel, wo sind Deine Schmetterlingflügel, Du Zierde galanter Ritter?!

Behaltet Euren Witz für Euch, und zieht Euren Stachel ein, Herr Clement Marot! — erwiederte Vatillen — Ihr könntet ihn wohl im Vorzimmer Eurer Gebieterin für die Zofen gebrauchen, mich laßt meiner Wege ziehen!

Nur nicht so unmuthig, Herr Ritter! — rief Marot schäkernd — In dem Vorzimmer meiner Gebieterin hört man manches, was Euch wohl lieb zu vernehmen wäre.

Ich unmuthig! o wie schlecht versteht Ihr Euch auf den innern Menschen; ich bin glücklich, ich bin selig!

Wohl bekomm's, doch fürcht' ich sehr —

Pierre! — sagte jetzt Vatillen, ohne auf Ma-

rot weiter zu hören, zu dem Chevalier, der aufgestanden und ihm entgegen getreten war, — Pierre! komm einen Augenblick bei Seite, ich muß mit Dir reden. — Der Chevalier folgte ihm, indeß Marot seines Rosses Zügel in Ordnung brachte.

Bonnivet hat mir im Geheim gesagt, heute würde Adelaide sich entscheiden; er hat mir Hoffnung gemacht, daß — mögen die Würfel auch fallen, wie das launische Schicksal es will, wir bleiben unserm Schwure treu! — Er reichte ihm die Hand, der Chevalier drückte sie innig. Ihres Herzens Empfindungen schütteten sie aus. — Da unterbrach sie Marot, der indessen wieder seinen Klepper bestiegen und das Roß des Chevaliers am Zügel hielt. — Nun endet Euren Sermon, wobei der Eine mit den Händen die Luft durchschneidet und mit glühenden Augen aufwärts starrt, als hätte ihn Frau Hoffnung zur Taufe gehoben, der Andere finster niederblickt, als könne er diese nur in der Erde finden! Aus dem Dickicht sehe ich den Keuler stürzen, hört nur das Geheul der Meute, das Rufen der Hörner; die Jagd naht, sie soll uns nicht lässig finden. Auf! dem Keuler nach, mein Klepper mag noch einmal über Stock und Stein jagen! — Er

gab seinem Rosse die Sporen und sprengte davon. — Auch der Chevalier bestieg sein Roß; und als sie in der Ferne die Jagd sich nahen sahen, folgten sie beide dem Kammerdiener der Herzogin von Alençon, der, als ob sein Klepper noch einmal mit ihm durchgehe, mit der Meute zugleich hinter dem Eber herjagte.

14.

Die Tafel war aufgehoben, Adelaide die ganze Zeit über still und nachdenkend gewesen; man sah deutlich, daß ihr Inneres bewegt war. Beide, der Chevalier und Vatillen, suchten Gelegenheit, mit ihr allein zu sprechen, doch schien sie dieß absichtlich zu vermeiden. Endlich, als sie in einem Kreise von mehren Frauen umgeben stand, traten Beide auf sie zu. — Dame! — sagte Vatillen — mein Freund, der Chevalier, und ich, denen Ihr erlaubt habt, uns Eure Ritter zu nennen, ziehen morgen mit dem Heere von hier. Erlaubt, daß wir noch heute uns beurlauben und ein Zeichen der Huld von unsrer Dame empfangen dürfen, das uns in

Kampf und Gefahr stärken und unsern Muth erhöhen möge!

Herr Ritter! — erwiederte Adelaide mit sichtbarer Bewegung — ein Befehl meiner Gebieterin fesselt mich heute an ihre Person, ich kann Euch daher nicht noch einmal sehen, und wenn Ihr morgen früh von dannen zieht, muß ich Euch schon jetzt Lebewohl sagen. — Sie hielt einen Augenblick inne; die Ritter schwiegen. — Es gehe Euch wohl! — fuhr sie fort — kehrt siegreich wieder, meine innigsten Wünsche begleiten Euch!

Sie neigte sich, der Chevalier bemerkte eine Thräne, die sie zurückzuhalten sich vergebens bemühte. — Ich sehe Euch noch, ehe wir scheiden! — rief er — noch sage ich Euch nicht Lebewohl! — Sie nickte ihm freundlich zu, als ob sie seinen Vorsatz billige, und begab sich dann schnell zur Herzogin, die sie so eben zu sich beschieden hatte.

Und Du bist so ruhig bei ihrer Kälte! — rief Vatillen, als sie in einem Fenster allein standen. — Dein Auge folgt dieser Zauberin so heiter, als ob das Lebewohl von ihren Lippen Dir süß wie ein Flötenton geklungen hätte.

Das hat es mir! — sagte der Chevalier be-

wegt — denn in diesem Lebewohl lag ihre ganze Seele, auf diesem Scheideworte schwebte ihr Herz mir entgegen. Darum laß uns, ehe wir morgen scheiden, noch einmal zu ihr gehen, noch einmal sie sehen, denn wer weiß, ob wir wiederkehren und das Schicksal nicht den Knoten blutig lös't, den wir vergebens zu lösen uns bestreben!

Vatillen schien auf des Freundes Wort wenig zu hören. — Zu mir klang das Lebewohl nicht so süß, — sagte er endlich still vor sich hin — und was mir Bonnivet so täuschend, so lieblich malte, war wohl nur ein Trugbild, den Thoren zu locken; aber Gewißheit muß ich haben, Gewißheit über mein Schicksal! Glücklich muß ich seyn oder vergehen! — Er eilte fort; vergebens wollte ihn der Chevalier aufhalten, schnell, als trieb ihn sein Schicksal, verließ er den Saal, um in den einsamen Zimmern seinem gepreßten Herzen Luft zu machen.

Eben ging er eiligst über einen langen Gang, der zu einer Hintertreppe führte, als ihn jemand am Mantel festhielt. Es war Clement Marot. — Herr von Vatillen! — sagte er leise — verweilt nur einen Augenblick und hört mich an. Ich bin

von Eurer Partei, mag den grämlichen Chevalier nicht, der mein Dichterroß mit meinem wilden Jagdklepper vergleicht; und wär' ich auch nicht an die Herzogin von Alençon durch meine Pflicht gebunden, so wär' ich doch aus Neigung der Eurige, denn Euer lebhafter Sinn spricht mich mehr an, als der finstere des Chevaliers, welcher der Dichterphantasie die farbenreichen Gemälde nicht verzeihen, meinen Gefühlen ihre irdische Geburt nicht vergeben kann. Ihr sucht beide noch heute Adelaide d'Armencourt allein zu sprechen? Ihr sucht vergebens, doch Euch soll dieß Glück werden! Um acht Uhr Abends werdet Ihr beide zum Könige beordert werden, doch seyd schon um sieben Uhr in der Galerie vor den Zimmern meiner Gebieterin, dort findet Ihr mich und Euer Glück. Ade! — Er entschlüpfte und ließ den Herrn von Vatillen staunend zurück.

Nicht lange war er in seinem Zimmer, als ihm auch wirklich der Befehl wurde, mit dem Schlage acht Uhr sich in dem Vorzimmer des Königs einzufinden. Tausend Fragen, was er dort solle, durchkreuzten sich in ihm, während er mit Unruhe die von Marot ihm bestimmte Stunde er-

wartete. Endlich schlug sie. Er eilte zu der Wohnung der Herzogin von Alençon.

Hier durfte Vatillen nicht lange in der Galerie warten. Marot erschien bald. — Benehmet Euch klug, ich werde lauschen, um Stoff zu einem Madrigal zu sammeln, ich bedarf seiner jetzt; denn weht es mich nicht von außen an, bin ich verloren. Ausgedorrt ist mein Inneres wie die Steppen Arabiens. Kommt, folgt mir!

Durch mehre Zimmer führte er ihn in ein kleines freundliches Cabinet. — Hier verweilt! Wenn sich diese Thür öffnet, tritt Adelaide d'Armencourt ein. Sie kehrt von der Herzogin von Alençon, wo sie jetzt ist, zurück, und vermuthet Euch nicht hier. Benutzt den Augenblick mit Klugheit, die achte Stunde ist für Euch die entscheidende; die Minuten, die zwischen ihr und dem Jetzt liegen, sind wichtig. Ich höre die Thür der Herzogin; lebt wohl! — Er ließ ihn allein.

Aber die Minuten schwanden, ohne für Vatillen wichtig zu werden, und ließen ihn vor Ungeduld vergehen. Da hörte er endlich leise Schritte, ein seidenes Gewand rauschte, die Thür knarrte, sie öffnete sich — Adelaide trat ein.

Erstaunt, Vatillen hier zu sehen, stutzte sie, und wollte umkehren. — Fräulein! — rief dieser, und ergriff ihre Hand, die sie ihm schnell entzog, — raubt mir nicht die Wonne, die ich dem Zufalle verdanke, Euch Lebewohl sagen zu können!

Dem Zufall? — unterbrach ihn Adelaide ernst. Vatillen schlug erröthend die Augen nieder. — War es der Zufall, — fuhr sie fort — der Euch hierher führte, so verzeihe ich Euch. — Sie wollte sich entfernen.

Adelaide! — rief Vatillen — seyd nicht so grausam! Hört mich an; laßt mir den Augenblick, den lang ersehnten Augenblick nicht herzlos entschweben, hört, was meine Lippen schon so oft stammeln, mein Herz ausströmen wollte. Hört mich an!

Herr von Vatillen! — unterbrach ihn das Fräulein mit scheinbarer Ruhe, doch konnte der Ernst ihres Auges die Bewegung ihres Herzens nicht ganz verbergen. — Hier in den Zimmern der Herzogin von Alençon ist wohl nicht der Ort, mir dergleichen zu sagen.

Ich muß reden, ich muß! — rief der Erglühte — und stünde ich vor dem Könige und vor dem

versammelten Hofe, so müßt' ich es sagen, daß ich Euch liebe, ewig lieben werde, daß Ihr der Stern meines Lebens seyd, der mich an seine Strahlen fest bannt. Gebt mir nur den leisesten Schimmer von Hoffnung! — rief er und beugte sein Knie — Laßt mich nicht in Verzweiflung zum Kampfe, zum Tode ziehen!

Steht auf! — sagte das Fräulein — steht auf, Vatillen! Ich schätze Euch, Ihr seyd mir werth; doch mir selbst ein Räthsel, vermöchte ich eben so wenig Euch die Hoffnung zu geben, als sie Euch zu rauben. Lebt wohl! — Sie eilte davon.

Ich schätze Euch, Ihr seyd mir werth! sagte sie dieß nicht? Die Hoffnung ist mir nicht genommen, jedoch auch nicht gegeben, — murmelte er vor sich hin, immer noch das Knie gebeugt, immer noch den Blick nach der Thüre, durch welche sie entschwand. — Und kann dir dieß nicht genügen, verlangst du noch mehr, du ungestümes Herz? Pierre, Du hast Recht! — rief er aufspringend — Du durchschautest sie besser als ich! Liebe ist es nicht, was in ihrem Busen sich regt. Mitleid ist es, was dem Engelherzen entströmt. Leb' wohl, leb' wohl! Meine Liebe sey unvergänglich, die Er-

innerung an Dich schmerzlos; und sehe ich Dich wieder, dann öffene sich mir von neuem ein irdischer Himmel, wenn ich auch an seinen Pforten, ein Bettler, stehen und harren muß! — Er kehrte auf dem nämlichen Wege zurück, den er gekommen war, und fand Marot, der seiner wartete, im Vorzimmer.

Nun, Freund! — rief dieser ihm zu — war die Minute mit Rosen bekränzt oder nur mit ihren Dornen?

Ich dank' Euch, Marot, für Euren freundlichen Dienst! — erwiederte Vatillen — Ihr habt mir eine Stärkung bereitet, die mir wohlthun wird durch's Leben. — Er drückte ihm die Hand, und kehrte mit ihm über die Galerie zurück.

Die Thorheit ist bei dem Narren zur Weisheit geworden, — sagte Marot — und doch hat er die Schäferstunde verträumt, der Alltagmensch; sie kehrt ihm nie wieder!

15.

Auf ihrem Zimmer saß die Herzogin von Angouleme, neben ihr Margarethe von Alençon, ihre Tochter; sie sprachen beide leise. In einer Fenstervertiefung saß Adelaide d'Armencourt mit ihrer Arbeit beschäftigt, und schien an der Unterhaltung der Herzoginnen keinen Theil zu nehmen; sonst war Niemand im Zimmer. Zuweilen traf der Blick der fürstlichen Frauen das Fräulein, welches sinnend auf ihre Arbeit blickte und mit sich selbst zu kämpfen schien.

Warum heute so still, so traurig, Adelaide? — begann die Herzogin von Angouleme — Du bist ja sonst so heiter und lebensfroh. Zieht denn wirklich Dein Herz mit Deinen Rittern über die Alpen, und hat das Lebewohl, welches Du ihnen heute Mittag sagtest, die Thränen in Dein Auge gepreßt, die Du jetzt zu verbergen strebst? Sonderbares Mädchen, warum so verschlossen? warum mir, die so innigen Antheil an Deinem Schicksale nimmt, warum mir Dein Herz verschließen? Tritt näher! — Das Fräulein legte die Arbeit bei Seite und trat zu ihrer Gebieterin, die lächelnd das

gesenkte Köpfchen Adelaide's hob. — Muth, nur Muth! Prüfe Dich und entscheide!

Ich habe mich geprüft, Hoheit! lange und ernst geprüft; ich werde nicht entscheiden.

Kind! — sagte die Herzogin lächelnd — vergiß nie, daß meine Nachsicht ihre Grenzen haben muß, daß des Königs Befehl wohl Dein verschlossenes Gemüth öffnen und Deine launenhaften Grillen verscheuchen wird.

Des Königs Herz, gnädige Frau! — erwiederte Adelaide mit der ihr eigenen Würde und Bescheidenheit — kennt, wie ich glaube, die Liebe, und wird ihre Rechte achten.

Adelaide! — rief die Herzogin heftig — Dein unbeugsamer Sinn fängt an mir lästig zu werden. Deine Laune verliert mit dem Reize der Neuheit ihr Interesse, und ich bitte Dich, wenn Du meine Laune nicht aufregen willst, die Deinige zu zügeln!

Eben als Adelaide die Herzogin zu besänftigen suchen wollte, öffnete sich die Thür, und der König, vom Marschall Lautrec, Admiral Bonnivet, Ritter Bayard, Vatillen und dem Chevalier de Theis begleitet, trat ein.

Er nahte sich seiner Mutter und küßte ihr ehrerbietig die Hand. — Mutter! — sagte er, ohne den finstern Blick, mit welchem sie auf Lautrec und de Theis sah, bemerken zu wollen. — Ich komme heut nicht in ernsten Angelegenheiten, ich komme, um die Liebe zu Gericht sitzen zu lassen, mit einem Worte, um einen Liebeshof zu halten. Ihr werdet es doch erlauben? Lautrec und Bonnivet, diese beiden Rechtsverständigen in dergleichen Angelegenheiten, werden Beisitzer seyn, und der Ritter Bayard, der besser mit Lanzen zu spielen weiß, als mit Blumen, sehe auf das Recht. Ihr, theure Mutter! und Du, Schwester von Alençon! nehmt wohl den Platz ein, der Euch, als den Kronen der Frauen, bei diesem Gerichte gebührt.

Des Königs Mutter, da sie den König so vielen Antheil an der Sache nehmen sah, bekämpfte ihren Unmuth, der besonders durch Lautrecs Anblick erregt war, in welchem sie leicht einen Abgesandten der Chateaubriant erkannte. Die Herzogin von Alençon, welcher die Neuheit der Sache Vergnügen machte, schob lächelnd ihren Sessel näher herbei, und Adelaide, welche mit klopfendem

Herzen den Augenblick hatte nahen sehen, nahm allen Muth zusammen, die Beklemmung ihres Innern nicht laut werden zu lassen. Vatillen, den Blick wie zu einer Heiligen nach dem Fräulein gehoben, erwartete in dumpfer Verzweiflung sein Schicksal, während der Chevalier de Theis unmuthig vor sich hin sah. Ihn kränkte des Königs Verfahren, ihm war der Augenblick zu heilig, um zur Belustigung zu dienen; sein Schicksal wollte er nur aus Adelaide's Munde allein vernehmen, nicht vor lästigen Zeugen. Lautrec und Bonnivet, die Champions beider Parteien, schienen äußerlich die Sache leichter zu nehmen, als sie ihnen in der That war. Nur der ritterliche Bayard, mit all' seinem Ernste und Gleichmuth für Frauen, sah in der Scene, wo der König selbst, diese ihm so heilige Person, sich auf den Richterstuhl setzte, einen wirklichen Liebeshof, der über Adelaide und ihre Ritter sprechen sollte.

Adelaide d'Armencourt! — begann nun der König, und auf seinem Gesichte strahlte der ihm so eigenthümliche Liebreiz. — Hier vor Euch stehen zwei Ritter, beide sich gleich an Verdienst und Kriegerruhm, an Tapferkeit und Rang, beide in

der Blüthe des Alters und von männlich schöner Gestalt, beide gleich in meiner Gunst. Ihr habt sie zu Euern Rittern gewählt, und sie tragen Eure Farben mit Ehren. Rein war ihr Wandel, treu ihre Liebe; beide bewarben sich um Eure Gunst, und doch könnt Ihr sie nur Einem schenken. Beide wünschen die Entscheidung noch heute aus Euerm Munde, da sie morgen unter meinen Fahnen dem Ruhme und der Ehre nachziehen. Deshalb habe ich hier einen Hof der Liebe versammelt, klein zwar, doch aus ihren würdigsten Dienern gebildet. Sprecht! welchem von beiden Rittern, dem edlen Chevalier Pierre de Theis, oder Philipp, Herrn von Vatillen, wollt Ihr Eure Hand, Euer Herz weihen?

Sire! erwiederte Adelaide, und die liebliche, zarte Farbe der Jungfräulichkeit umfloß wie ein Rosenduft ihre Wangen, als sie mit Anstand, aber bescheiden, vor den König trat, der, ohne ihre Rede abzuwarten, ausrief: Foi de gentilhomme! Ihr Herren aus der Dauphiné! Eure Dame ist schön, schön wie eine Frühlingknospe, die, vom Thau getränkt, von einem Morgenlüftchen geschaukelt, das Auge entzückt! — Doch verzeiht, Dame! — sagte

er, sich zu Adelaide wendend, die durch diesen Ausruf des Königs, durch den flammenden Blick, den er auf sie warf, noch verlegener geworden war, — verzeiht, daß ich Euch in dem entscheidensten Augenblicke Eures Lebens unterbrach; aber wahrlich, Euer Anblick ergriff mich so, daß ich nicht wußte, stand eine Madonna, stand eine Grazie vor mir!

Sire! — begann das Fräulein von neuem — Der Jungfrauen Herz ist zart wie die Blume, die sich jeder Berührung schließt. Erlaubt deshalb, daß hier im Angesichte meines Königs, vor dessen hohem Blicke wohl das Schicksal der Reiche jetzt schweben mag, die Gefühle eines jungfräulichen Herzens sich demuthvoll und bescheiden in sich zurückziehen.

Ihr weicht mir nicht aus, Fräulein! — rief König Franz lächelnd — wir gehen nicht von hier ohne Eure Entscheidung!

Ende Dein Spiel, Adelaide! — rief die Herzogin von Angouleme mit Heftigkeit — denn so thörig wirst Du nicht seyn, vor Deinem Monarchen schweigen zu wollen, wenn er Dir zu reden befiehlt. Darum sprich! — Dein Schweigen erregt meinen Zorn!

Mut-

Mutter! — sagte der König mit ernstem Blicke — im Gebiete der Liebe und vor ihrem Richterstuhle ist alles zart; greift nicht hart in des Fräuleins Herz, das jetzt wohl laut klopfen mag.

Noch kämpfte Adelaide mit sich — die ganze Scene glaubte sie für sich erniedrigend, und sie theilte hierin des Chevaliers Gefühl, als der Ritter Bayard, der ihre Verlegenheit nicht allein bemerkte, der sie auch fühlte, zu ihr trat. — Nichts Schöneres — sagte er — bestrahlt die irdische Sonne, als die Wangen der Jungfrau, wenn sie von zarter Sitte und Schaam erröthen, nichts ehrt des Mannes rauher Sinn so heilig, als das sittliche Gefühl, welches sich in diesem Augenblicke so lieblich in dem Roth Eurer Wangen ausspricht. Deshalb wird mein König und Herr, der mir befahl, auf das Recht zu sehen, wird meine gnädige Frau von Angouleme der Dame Zeit gönnen, sich zu fassen, ihre Gedanken und Gefühle zu ordnen, um dann mit dem Muthe, den das Bewußtseyn giebt, vor ihrem Könige zu reden.

Ihr habt Recht, wie immer! — rief der König — im Gerichtshof der Liebe, wie im Kriegsrathe. Darum, Adelaide! fasset Muth, scheut Euch

nicht, vor uns Eure Empfindungen laut werden zu lassen; habt Zutrauen und macht uns mit den Schwächen Eures liebenden Herzens bekannt!

Bei diesen Worten überzog Purpurröthe, ein holder, zarter Hauch jungfräulicher Verlegenheit, Adelaide's Wangen. — Sire! — sagte sie, dem Könige einen Schritt näher tretend, und mit Würde vor ihm stehend. — In meinem Herzen suche ich die Liebe mit ihren Schwächen vergebens, denn wo das Wohlwollen sich theilt, mag wohl die Liebe nicht heimisch seyn. Beide Ritter acht' ich meiner Liebe werth, beider Bewerbung ist mir ehrenvoll, beiden folgen meine Wünsche, für beide würden die Thränen fließen, kehrten sie nicht wieder. Aber so genau ich auch meine Empfindungen jetzt wägen mag, so sinkt keine Schale; wie ernstlich ich mich auch prüfe, acht' ich beide gleich — und deshalb —

Liebt Ihr keinen! unterbrach sie der König fast unwillig.

Wohl möglich, Sire! ich pflichte Euch bei, — sagte das Fräulein, während auf den Gesichtern der Ritter die Leidenschaft und der Schmerz sich ganz verschieden äußerten. Vatillens Auge sah

zum Himmel, die Hand preßte er auf das Herz, und in seinem Gesichte drückte sich Verzweiflung aus, während der Chevalier, sich ganz vergessend, verklärt, und doch wehmuthvoll Adelaide anblickte. Alle schwiegen, kein Laut erscholl.

Foi de gentilhomme, Bayard! — unterbrach jetzt der König das allgemeine Schweigen — ich weiß hier keinen Rath, weiß den Rittern nicht zu helfen, wenn dem so ist, wie das Fräulein sagt. Wißt Ihr auch hier Rath, so führt die Sache weiter!

Bayard verneigte sich vor dem Könige und trat zu Adelaide. — Fräulein! — sagte er, und der Ausdruck seines Gesichts zeigte, daß er mit inniger Theilnahme sprach. — Fräulein! wollt Ihr mir wohl recht offen meine Fragen beantworten, die nach dem Auftrage Seiner Majestät Euch nicht unbescheiden erscheinen dürften?

Redet, edler Herr! erwiederte Adelaide.

Hättet Ihr nie Philipp von Vatillen gesehen, gekannt, hätte sich der Chevalier de Theis nur allein um Eure Hand beworben, würdet Ihr sie ihm verweigert haben?

Ich würde, glaub' ich, dann seine ehrenvolle

Bewerbung nicht von mir gewiesen haben, erwiederte sie erröthend.

Und hättet Ihr Herrn Philipp von Vatillen gekannt, ehe Ihr den Chevalier kennen und achten gelernt, würdet Ihr seinen heißen Wünschen entgegen gewesen seyn?

Ich würde den Herrn von Vatillen nicht zurückgewiesen, ich würde ihn geprüft haben, ob seine Empfindung rein und wahr sey.

Ihr seht, Sire! die Wahl nur ist dem Fräulein schwer, — sagte Bayard, sich ehrfurchtvoll zum Könige wendend. — Sie liebt, ohne es zu wissen — Beide. Deshalb erlaubt mir, den Ausweg aus diesem Labyrinthe zu suchen.

Gern, Bayard! sagte der König.

Erlaubt Ihr es, mein Fräulein?

Adelaide's stumme Verneigung bejahte die Frage.

Und Ihr, — fuhr er fort, sich zu den Rittern wendend, — unterwerft Ihr Euch meinem Ausspruche, wenn die Dame ein Gleiches thut?

Des Ritters Bayard Entscheidung war stets gerecht! — rief der Chevalier — Seinem Ausspruche unterwerfen sich alle Ritter Frankreichs!

Auch ich! sagte Vatillen finster.

Nun, so hört! — begann Bayard — und meine

gnädigen Frauen von Angouleme und Alençon mögen mich zurechtweisen, wenn mein Vorschlag die Liebe und die Zartheit des weiblichen Herzens beleidigen könnte. — Beide Ritter sind in ihren Rechten sich gleich, beide würdig, zu dem Besitze dieser edlen Dame zu gelangen, beide stehen ihrem Herzen gleich nahe. So entscheide Gott! — Nicht im tollen, wahnsinnigen Zweikampfe, der zwei Freunde gegen einander waffnete und dem Vaterlande einen tapfern Krieger rauben könnte. Nein, im Kampfe für seinen König entscheide die Tapferkeit und das Glück; und hierdurch Gott! — Wer von Euch — so begann er feierlich — in der ersten Schlacht die schönste Waffenthat verübt, wen sein König als den Tapfersten bezeichnet, dem gebe König und Vaterland das holde Fräulein zum Lohne! Sire! ist es Euch also genehm? — Der König nickte bejahend. — Habt Ihr nichts dagegen, Fräulein d'Armencourt, und Ihr, meine Ritter?

Das Fräulein neigte sich demuthvoll. — Wir sind es zufrieden! riefen Beide.

Und ist in meinem Ausspruche nichts gegen Zucht und Ehre und die Rechte der Minne? fragte er, sich gegen die Herzoginnen wendend.

Die Herzogin von Angouleme schwieg. Mar-

garethe von Alençon nahm endlich das Wort und sagte: Nichts finde ich darin, Ritter Bayard! was gegen die Minne und ihre Rechte sey.

So tretet zu mir, edles Fräulein! und Ihr, werthe Ritter! — sagte er, das Schwert mit der Scheide aus dem Wehrgehänge nehmend, — legt Eure Hand auf des Schwertes Griff, das heilige Zeichen des Kreuzes, und schwört, unverbrüchlich das zu halten, was Ihr eben bewilligt!

Wir schwören! riefen die Ritter. Adelaide schwieg.

Und Ihr, mein Fräulein? sagte Bayard zu Adelaide. Ihre Kniee wankten, das Herz schlug ihr gewaltig, die Wangen erbleichten.

Es bedarf nicht ihres Schwures, — erwiederte der Chevalier. — Wehe dem, der ihre Hand nur ihrem Schwure verdankt!

Ja, wehe ihm! rief Vatillen.

So dank' ich meinen Rittern für ihr Vertrauen und ihren zarten Sinn! sagte Adelaide und trat zurück.

Doch noch eins! — rief der König, der von dem Feierlichen dieser Scene tief bewegt war. — Ein Fall ist noch möglich. Der Ritter, welcher den Preis sich errungen, könnte in der Schlacht

fallen, an seinen Wunden sterben, dann gehe sein Recht auf den Lebenden über!

Jedoch nur, wenn er durch seine Tapferkeit den schönen Preis verdient! bemerkte Bonnivet.

Ihr vergeßt, Herr Admiral! — unterbrach ihn Bayard, und sein Blick sah mit Stolz auf den Günstling. — Ihr vergeßt, daß Beide die Dauphiné ihr Vaterland nennen! — Unterwerft Ihr Euch dem, Fräulein? fuhr er fort, sich zu Adelaide wendend, welcher Margarethe von Alençon einen Sessel neben sich angewiesen hatte.

Allem, was mein König befiehlt! stammelte sie, und eine Thräne drang in ihr Himmelsauge, denn sie gedachte des traurigen Falles.

Nun, Sire! — rief Bayard — so wäre die Sache beendet, wenn Ew. Majestät mir nichts weiteres zu befehlen hat! — Er steckte sein treues Schwert wieder in das Wehrgehänge.

Erlaubt! — rief die Herzogin von Alençon jetzt — Erlaubt auch mir eine Bedingung hinzuzufügen! Beide Ritter sind, so wie ich vernehme, innige Freunde. Versprecht mir, Ihr edlen Herren, daß dieser Wettstreit Eure Freundschaft nicht trenne, nicht blutig trenne!

Gnädige Frau! — begann der Chevalier —

Schon als der Freund dem Freunde sein Herz aufschloß, reichten wir uns die Hand und schwuren, daß die Liebe die Freundschaft nicht trennen solle; wir haben den Schwur gehalten bis jetzt, wir werden ihn halten bis zum Tode! Nicht, mein Bruder?

Bis zum Tode! rief Vatillen. Sich vergessend, umschloß er mit Gluth des Freundes Brust und drückte ihn in seine Arme. Doch plötzlich riß er sich los, beugte sein Knie vor dem Könige und sagte bittend: Sire! verzeiht, daß meine Empfindungen sich so stürmisch, so ungeziemend vor Euren Augen aussprachen, daß ich über den Anblick meines theuren Freundes die Gegenwart meines Königs vergaß.

Steht auf! — sagte König Franz mit Huld — treue Freunde sind auch treue Diener ihres Herrn. Ich ehre, ich schätze Euch um dieses Auftrittes willen doppelt! — Er erhob sich, trat zu der Herzogin von Angouleme und führte sie seitwärts in ein Fenster. — Mutter! — sagte er — Ihr scheint mit dem Ausgange nicht zufrieden; ich bitte Euch, zürnt niemand deshalb, denn wißt, die Ritter und das Fräulein stehen in meinem beson-

dern Schutze. — Er küßte ihre Hand, grüßte seine Schwester freundlich. — Schlaft wohl! — rief er Adelaide zu — Ich wünschte wohl die Träume Eures Morgenschlummers zu wissen! — grüßte die Ritter, und verließ mit Bayard, Lautrec und Bonnivet das Zimmer.

Auch die Ritter empfahlen sich der Gnade der Herzoginnen; und als sie sich Adelaide nahten, sagte der Chevalier: Erlaubt Ihr, Dame! daß wir uns noch morgen bei Euch beurlauben dürfen?

Wenn meine Gebieterin es erlaubt, — erwiederte diese — gern!

Wie es Euch beliebt! sagte die Herzogin mit schneidendem Tone, und entließ sie.

16.

Vereint Adelaide Lebewohl zu sagen, hatten Beide beschlossen. Vatillen kam deshalb schon früh zu seinem Freunde, ihn abzuholen, und als sie sich wieder sahen, bekräftigte von neuem ein herzlicher Druck der Hand ihren Schwur. Sie gingen den schweren Gang, und fanden Adelaide allein.

Wir kommen, — sagte der Chevalier, der mehr Fassung zu haben schien als Vatillen, dessen Empfindung die Brust zu zersprengen drohte. — Wir kommen, Fräulein! Euch, wie es unsere Pflicht heischt und unser Herz uns befiehlt, Lebewohl zu sagen. Nehmt die Versicherung, daß Eure Farben auf unserm Banner siegreich flattern werden, so lange wir athmen. Rein sey unser Wandel, treu unser Herz. Und nun lebt wohl! Der Glückliche, der zurückkehren und Euch nahen darf, den heißt willkommen und schenkt ihm einen der Himmelsblicke, mit denen die Natur Euch herrlich begabte; dem Unglücklichen aber, den sein Geschick fern von Euch dem Leben oder dem Tode weihte, schenkt eine Thräne, er verdient sie gewiß!

Ja, verdienen wird er sie, Adelaide! — rief Vatillen mit Feuer — Kämpfen wollen wir mit Löwenmuth, denn um solch' herrlichen Preis, wer wagte da nicht alles, und was wäre der Tod für den, der hoffnunglos zurückkehren sollte! Weiht mein Schwert, Dame! Eure Hand gebe ihm Zauberkraft, Eure Worte ihm den Sieg! — Er zog sein Schwert und kniete vor dem Fräulein nieder.

Bleib' rein vom Blute der Wehrlosen, treu

deinem Herrn, wie er seiner Dame bleiben möge, das ist die Weihe meiner Farben, sie werde dir jetzt! Nehmt Euer Schwert zurück, Herr! — sagte sie nun, es dem Ritter reichend. — Denkt, wenn Ihr es gegen den Feind zieht, es gilt Ehre, König, Vaterland und Eurer Dame!

Vatillen küßte das Schwert da, wo Adelaide's Rosenfinger es berührt, erhob sich und steckte es wieder in die Scheide. — Und Ihr, Chevalier! — sagte Adelaide, sich zu diesem wendend, der sinnend auf die Stelle blickte, wo Vatillen gekniet hatte. — Wollt Ihr mir nicht auch Euer Schwert reichen, daß ich den Spruch der Weihe darüber spreche?

Fräulein! — sagte der Chevalier, und seine Wange glühte, sein Auge sah gen Himmel. — Verzeiht, wenn ich dieß nicht darf! Es sind vier Jahre, da stand ich am Sterbelager meines Vaters auf meiner alten Burg zu Comartin. „Wenig laß ich Dir der Erdengüter zurück, mein Sohn!" sagte er mit matter Stimme, „doch eins, das ich werth halte über alles, mein Schwert, es bleibe Dir! Von dem Tage, wo Dein Ahn es mir zum ersten Mal umgürtete, bis zum Augen-

blicke des Scheidens, wo ich es zum letzten Mal an mein Herz drückte, hat es mich nie verlassen und blieb mir treu. Führe Du es fortan!" — Unwillkürlich war ich auf meine Knie gesunken, und als mein Vater es mir reichte, ich es erfaßte und es an mich drückte, legte er seine zitternde Rechte auf diesen Griff: „Ich weihe es dem Feinde zum Verderben, Dir zur Ehr' und Preis!" rief er, blickte noch einmal auf sein Schwert, dann auf mich, und verschied. — Deshalb, edles Fräulein! was der Tod mir geweiht, dürft Ihr, des Lebens edelstes Bild, nicht berühren!

Adelaide trat bei diesen Worten zurück, fast schien es, als habe des Chevaliers Weigerung ihr wehe gethan; sie sah ernst zu Boden.

Fräulein! — rief dieser mit Feuer — zürnt mir nicht! Was ich habe, was ich mein nenne, Seele und Leib, Blut und Herz, gehören Euch. Euer Blick, Euer Engelblick hat mich ja dem Leben oder dem Tode geweiht; zürnt mir nicht!

Wie könnte ich dieß! sagte sie freundlich und nahm von einem Sessel zwei blaue Feldbinden, in welche Blumen von Silber künstlich gestickt waren. — Edle Herren! — begann sie — nehmt als

meine Ritter diese Feldbinden, tragt sie mir zur Ehre und Liebe! — Sie hing die Feldbinden selbst über ihre Schultern, und als die Ritter sich neigend ihre Hand küßten, sagte sie gerührt: Lebt wohl, edle Herren! Gott und alle Heiligen mögen Euch schützen; lebt wohl, gedenkt meiner mit Herzlichkeit!

Mit Herzlichkeit und Liebe! riefen die Ritter.

So lebet wohl! rief sie tief bewegt und entfernte sich. — Die Ritter erhoben sich, und als ihre Rosse sie schon fern von Lyon getragen hatten, reichten sie sich schweigend die Hände, und ritten dann ihrem weitern Schicksale entgegen.

17.

Die Armee des Königs war auf früher von Geschütz und Reiterei nie betretenen Wegen über die Alpen in Piemont eingerückt. Die zur Vertheidigung der verschiedenen Pässe aufgestellten Heerhaufen der Schweizer zogen sich über Pignerol und Chivasso nach Vercelli zurück. Als sie sich bei Chivasso vereinigt, und ein Heer von 42,000 Mann

gebildet hatten, trieb der Geist der Zwietracht diese bedeutende Macht aus einander. Bern, Freiburg, Solothurn und die Walliser wollten die ihnen von Frankreich angebotenen Friedensvorschläge eingehen, schlossen deshalb einen Vergleich und zogen in ihre Heimath zurück. Die andern Kantone aber blieben, auf Zureden des Cardinals von Sitten, ihren Verpflichtungen mit dem Papste und Maximilian Sforza, dem Herzoge von Mailand, getreu, und zogen, noch 25,000 Mann stark, nach Mailand. Die Venetianer standen bei Lodi und erwarteten das königliche Heer, welches sich bei Marignano mit ihnen vereinigen sollte; die päpstlichen und spanischen Truppen, welche den Ausgang der Unterhandlungen abwarten wollten, bei Placentia, diesseit und jenseit des Po, mithin von den Schweizern getrennt.

Es war am Mittage des 13ten Septembers im 1515ten Jahre, als ein Trupp französischer Reiter, von Fleuranges, dem Sohne Roberts, Grafen von der Mark, angeführt, in bedeutender Entfernung von den Thoren Mailands hielt, um das Heer der Schweizer zu beobachten.

Die Thore der Stadt öffneten sich. In dicht

gedrängten Massen zogen die Schweizer heraus. Es waren die von Uri, Schwytz, Unterwalden, Zürch, Luzern, Appenzell, die aus dem Aargau, dem grauen Bunde, und ein Haufe Freiwilliger der heimgegangenen Kantone. Die Menge des Geschützes, welches sie mit sich führten, ließ Fleuranges keinen Zweifel mehr übrig, daß sie zum Angriff des königlichen Heeres auszögen. Er eilte mit seinem Haufen zurück, dem Connetable dieß zu melden, der, den Schweizern und ihren Unterhandlungen immer mißtrauend, sich in steter Bereitschaft hielt.

Schnell stellte Bourbon die Vorhuth in Schlachtordnung, welche der König noch mit einem Haufen Lanzknechte verstärkt hatte, während Fleuranges nach Marignano in das Hauptquartier des Königs eilte, wo er diesen beschäftigt fand, einen Harnisch, den er so eben aus Deutschland erhalten hatte, anzupassen.

Warum in voller Rüstung, Fleuranges?! — rief ihm der König entgegen — Wir erwarten stündlich den Frieden, und Du bist ja gewappnet wie zur Schlacht.

Sire! — entgegnete dieser — hofft nicht mehr auf Frieden, die Schweizer sind in Anmarsch. Laßt

Allarm blasen, denn heut' und gleich habt Ihr die Schlacht; ich kenne die Eidgenossen!

Der König wappnete sich schnell. Die Trompeten schmetterten, das Heer trat unter die Waffen. — Sennor Alviano! — sagte der König zu dem Befehlhaber der Venetianer, welcher sich eben bei ihm zu Marignano befand. — Eilt zu Eurem Heere, marschirt Tag und Nacht, und stoßt zu mir, wo Ihr mich trefft; ich bedarf Eurer, wie Ihr seht!

Als Alviano den König verließ, donnerte schon das Geschütz, die Vorhuth war im Handgemenge. Der König ließ zu ihrer Unterstützung die schwarze Bande, alles Deutsche, und die übrigen Lanzknechte, die der Herzog von Guise an des Herzogs von Geldern Stelle befehligte, vorrücken, und zog mit den Gensdarmen ihnen nach; die Nachhuth unter dem Herzoge von Alençon folgte.

Als der König auf einer kleinen Höhe ankam, sah er die Schweizer mit ihrem Geschütz in Schlachtordnung, welche jetzt, alter löblicher Gewohnheit nach, Halt machten, die Arme gen Himmel hoben, und Gott um Beistand und Sieg anriefen; sah den Connetable festen Fußes die geschlossenen

Hau-

Haufen der Anrückenden erwarten. Karl von Bourbon schickte ihnen eben eine Abtheilung Reiterei, unter Jamets, dem Bruder Fleuranges, entgegen; diese wurde nach einigen vergeblichen Angriffen zurückgeworfen, die 1200 Lanzknechte, welche sie unterstützen sollten, von denen von Zürch über den Haufen gerannt und fast alle niedergestoßen.

Jetzt entwickelte sich die Schlachtordnung der Schweizer; sie bildeten drei große Abtheilungen. Das Banner von Zürch flatterte der einen voran, dem sich die von Basel und Schaffhausen anschlossen; dem schwarzen Stier von Uri in seinem goldenen Felde folgte die andere. Hier waren Uri, Schwytz, Unterwalden und der graue Bund vereinigt; sie drangen auf die Lanzknechte ein, während die andern Pedro von Navarra, seine Gascogner und Avanturirer angriffen.

Mann gegen Mann, Schwert gegen Schwert, Hellebarde an Hellebarde begann nun der Kampf. Keine Kriegslist, keine der raschen Bewegungen, wodurch die Schweizer gewohnt waren, ihre Schlachten schnell zu entscheiden, erlaubte die Beschaffenheit des Bodens; der persönliche Muth entschied alles. Der alte Haß der Schweizer und Lanz-

knechte, dieser unversöhnlichen Feinde, erwachte auch hier; und als der Haufe von Uri sich den schwarzen Fahnen der Lanzknechte gegenüber sah, schwang Jakob Meiß, dieser riesenhafte Bannerträger, den Stier von Uri hochflatternd in die Luft, und das Urner Horn, welches seit der Schlacht von Granson ein Schrecken der Feinde schweizerischer Eidgenossen war, tönte zwischen dem lauten Schlachtruf dumpf und schreckbar.

Die Lanzknechte, ihre alten Gegner im Auge, erwarteten den Angriff nicht. In geschlossenen Reihen, die langen Spieße gesenkt, warfen sie sich auf die Schweizer, deren vordere Reihen beträchtlich litten. Als nun das Handgemenge allgemein wurde, die Hellebarden und die langen Schwerter der Eidgenossen unter den wackern Deutschen mähten, mußten diese wohl mehre Hundert Schritt weichen; aber schnell, als sie den Connetable mit den Gensdarmen anrücken und dem Schweizerhaufen in die Seite fallen sahen, sammelten sie sich von neuem. — Aber hier standen die Männer von Schwytz und Unterwalden. Vergebens stürmten die Gensdarmen in dunkeln, geschlossenen Massen heran; niederkniend, die Hellebarden

vorgehalten, die hinteren Reihen die langen Spieße den Reitern entgegen gestreckt, von den untermischten Büchsenschützen aus der Ferne beschirmt, standen die von Schwytz und Unterwalden ihrer Ahnen würdig. Noch einmal sprengten die Gensdarmen heran und drangen in die ersten Reihen; Nikolaus Würz, die Fahne von Unterwalden führend, sank von Franz von Bourbons Lanze durchbohrt. Doch fest, wie das Urgebirge der Heimath, standen die Männer, und hoch flatterte von neuem das Banner von Unterwalden in der Hand Winkelrieds. — Franz von Bourbon, des Connetable Bruder, sank von einer Kugel getroffen, der Graf von Saucerre, von Imbrecourt durch die Streitaxt, und viele vom Adel mit ihren Rossen, von ihrem Muthe in die feindlichen Reihen zu weit geführt, sanken verwundet nieder. Die Lanzknechte wichen, die Gensdarmen des Connetable waren aus einander gesprengt.

Da ordnete der König eilig das Haupttreffen; siebzig Stück Geschütz ließ er auffahren, welche unter die geschlossenen Haufen der Feinde den Tod schleuderten. Die schwarze Bande des Herzogs von Geldern, den Herzog von Guise an ihrer

Spitze, deckte es zur Rechten, ein Haufe Lanzknechte zur Linken; hinter dem Geschütze hielt der König mit dem Kerne seines Adels. Der dritte Haufe der Schweizer, die von Luzern an der Spitze, hinter ihnen die Aargauer und die von Zug und St. Gallen, das Geschütz zur Seite, rückte nun auf das Haupttreffen der Franzosen an. Fünf und dreißig Feldschlangen wurden schnell aufgefahren, und mit ihnen das Treffen des Königs, und nicht ohne Wirkung, beschossen. Jetzt setzten die von Luzern unter freudigem Kriegrufe an, schritten, das Haupt vorwärts, die Spieße dem Feinde entgegen gesenkt, auf die schwarze Bande los. Alles, was sich ihnen widersetzte, warfen sie nieder; das Geschütz der Franzosen trennte jedoch ihre Reihen. Der König, an der Spitze seines Adels, stürmte auf sie ein; sie standen, und erst als sie den Angriff der Reiterei zurückgeworfen, zogen sie sich langsam und in Ordnung aus dem Bereiche des Geschützes. Da verfolgten sie die Lanzknechte; die Schweizer kehrten um, warfen sich auf die Verfolgenden, und hätte die Nacht nicht die Streitenden getrennt, wären nur wenige der Lanzknechte aus diesem Handgemenge zurückgekehrt.

Während der König sich nur mit Mühe in seiner Stellung bei dem Geschütz behauptete, wovon die von Luzern bei dem ersten Anlaufe sechs große Büchsen genommen und mit fortgeführt hatten, der Connetable, die gesprengten Lanzknechte und seine Reiterei sammelnd, sich unter dem Schutze der Nacht zurückzog, hatte der Haufe, den Maximilian Royst, Bürgermeister von Zürch, anführte, Don Pedro von Navarra angegriffen.

Vor ihren Compagnien haltend, standen hier der Chevalier de Theis zur Linken, Vatillen zur Rechten. Beider Compagnien hatte Navarra mit gutem Bedacht an die Spitze des Haufens Avanturirer, und Beide neben einander gestellt, um ihnen Gelegenheit zu geben, heute um den herrlichen Preis zu ringen, der neben dem Preise der Ehre dem Tapfersten entgegen strahlte. — Heute gilt es, Philipp! rief der Chevalier Vatillen entgegen, als die von Zürch, das Banner in der Mitte, auf diesen anrückten. — Adelaide! rief Vatillen, ließ die Seinen die Hellebarden senken, und rückte von der Höhe herab dem Feinde entgegen; ihm folgte der Chevalier mit mehr Bedacht, mit weniger Hitze. Das Handgemenge begann, und

obgleich von Vatillens Schwert, welches Adelaide's Weihe für ihn unüberwindlich gemacht hatte, Hans und Nikolaus Keller, diese beiden edlen Brüder aus Zürch, fielen, obgleich die Gensdarmen, unter Bayards Anführung, sich zum Angriff des Schweizer-Fußvolks anschickten, welches der Cardinal von Sitten mit den Lombardischen Reitern des Herzogs von Mailand deckte, wichen die Schweizer nicht; und schon begann das französische Fußvolk aus Gascogne, auf die sich die von Basel und Schaffhausen geworfen, zu wanken, und die Avanturirer hielten nur noch unentschlossen Stand. Da sah der Chevalier das Pferd Bayards, von einer Hellebarde durchbohrt, stürzen und seinen Freund, seinen edlen Landsmann, zu Boden sinken. Wie begeistert riß er seinem Fähndrich die Fahne aus der Hand. — France, France! — rief er — mir nach! — bahnte sich, von den Seinen gefolgt, einen Weg, befreite den Ritter aus dem Gedränge und setzte durch diese rasche That den Kampf in's Gleichgewicht. Aber Pedro von Navarra mußte mit seinem Fußvolke dem Ungestüme der Baseler weichen; noch flatterte hoch das Banner von Zürch. Da bestieg Bayard ein anderes

Roß, und obgleich die Nacht sich schon hernieder senkte, versuchte er noch einmal die eherne Mauer zu durchbrechen. Mit freudigem Herzen sah der Chevalier den edlen Ritter mit seinen Gensdarmen, gleich einer dunklen Wolke, heranziehen. Die Schweizer standen; gegen die Eisenmänner und ihre Lanzen kämpften sie mit ihren Hellebarden und Schwertern. Der Zügel Bayards ward zerhauen, sein verwundetes Roß sprengte mit furchtbarem Satz in die Reihen der Schweizer, warf alles über den Haufen und führte so den Ritter durch die Masse der Feinde auf die Lombarden zu. Nur ein Weinberg mit seinen Rankengeländern hemmte des Rosses wilden Lauf; schnell sprang der Ritter in voller Rüstung ab, warf Beinschienen und Panzer von sich, und eilte zwischen den Reben davon.

Der Chevalier hatte dieß alles gesehen; er glaubte Bayard und die Schlacht verloren, denn je dunkler es ward, desto ungleicher wurde der Kampf. Die Seinen entzogen sich unter dem Schutze der Nacht immer mehr und mehr dem Gefechte, die Schweizer schlossen sich immer dichter und dichter; und so mußte auch der Heerhau-

fen der Avanturirer weichen. Die Nacht trennte endlich die Kämpfenden. Ein Theil des Schlachtfeldes blieb den Schweizern; das französische Heer rettete die Dunkelheit.

18.

Die Nacht breitete sich jetzt über das Schlachtfeld und verbarg dem Auge die Tausende von Gefallenen, verbarg die Menge der Verwundeten, die hülflos, zertreten am Boden lagen, und die Versprengten, die, in der Dunkelheit umherirrend, ihre Fahnen suchten. Eine furchtbare Todtenstille umzog den Wahlplatz, niemand wagte zu reden, selbst die Verwundeten fürchteten einen Schmerzenseufzer auszustoßen und das Mitleid anzuflehen, damit sie nur nicht des Feindes Schwert zum Morde aufrufen möchten.

König Franz hielt noch hinter seinem Geschütze, dort hatte er 5 — 6000 Lanzknechte und einige Hundert Gensdarmen gesammelt; nicht fern ihm gegenüber hörte man jetzt die Stimmen der Eidgenossen. Kein Wachtfeuer erwärmte in dieser

rauhen Septembernacht die erstarrten Glieder, kein erquickender Trunk, kein Bissen Brot stärkte die Ermatteten. Die Nähe des Feindes fürchtend, schloß sich Mann an Mann, Roß an Roß, und oft lag vertrauend der Gascogner neben dem Hirten von Unterwalden, wenn der Bretagner, neben seinem Landsmanne mißtrauisch, ihn nicht in der Sprache des Landes zu begrüßen wagte. Freund und Feind war vermischt.

Da rief jetzt, wo der Herzog Claude von Guise mit dem wiedergesammelten Ueberreste der schwarzen Bande hielt, eine Stimme: France! — France! antwortete der Herzog; und Bayard trat zu ihm, den das Glück den Weg zu den Seinigen geführt hatte. Schnell gab ihm der Herzog ein Pferd, den aus der Schlacht von Ravenna so merkwürdigen Carman. Bayard hatte es dort auf dem Wahlplatze für todt zurückgelassen, und am Abende, noch aus mehren Wunden blutend, suchte es seinen Herrn auf, und fand ihn auch wieder. Der Herzog von Guise hatte es sich zum Geschenk erbeten, und gab es jetzt Bayard zurück, der es schnell bestieg und zum Könige eilte.

Seyd Ihr es, Bayard?! — rief ihm der Kö-

nig leise entgegen — Gott sey gedankt, daß ich Euch wiedersehe! Wie steht es bei meinem Vetter von Bourbon?

Sire! — sagte der Ritter ohne Furcht und Tadel — Euer Heer irrt auf dem Schlachtfelde und weiß seine Fahnen, seinen König nicht zu finden. Laßt die Trompeten schallen, laßt die Feinde wissen, wo wir sind; die Kriegmusik von Frankreich war stets dem Feinde ein Todesruf.

Und als der König befahl, und die Trompeten neben ihm schmetterten, wiederholten Hunderte freudig den Kriegruf; und er schallte hell und tönend über die Ebene von Marignano und rief die Zerstreuten zurück. Aber auch von drüben herüber, wo die dunkeln Massen der Schweizer gelagert waren, brüllte jetzt mit seinem Schreckruf das mächtige Urner Horn; furchtbar tönte es in langen, gehaltenen Rufen durch das Schmettern der Trompeten, und weckte die Stimmen seiner Brüder, die jetzt von allen Seiten die Eidgenossen zusammenriefen.

Durch die schweigende Nacht hallte schauerlich dieses Schmettern, dieser Ruf. Oft fuhren Hunderte von des Connetable Heerhaufen auf, wenn

in ihrer Mitte das Alphorn tönte; leise schlich der Normännische Trompeter aus den Reihen der Schweizer, als sein Ruf die um ihn gelagerten Eidgenossen aufgeschreckt hatte. Beide Heere entwickelten sich; die Trompete rief Frankreich, das Horn die Schweiz zu den Fahnen, und in dichte Haufen zusammengedrängt, erwarteten so die Krieger den blutigen Morgen.

Bei dem letzten Angriffe der Zürcher waren die Freunde durch des Chevalier de Theis Bewegung zu Gunsten Bayards von einander getrennt und in Ungewißheit über ihr gegenwärtiges Schicksal geblieben, doch als der Ruf der Trompeten das zerstreute Heer wieder gesammelt, und Don Pedro's Vorsicht seinen Abtheilungen für diesen Fall besondere Signale gegeben hatte, fanden sich die auseinandergesprengten Avanturirer auch allmälig wieder, und die Freunde trafen sich unter einem weinumrankten Ulmenbaume.

So hab' ich Dich wieder, mein Pierre! — rief Vatillen, den Chevalier umarmend. — So hat Dich Dein Muth mir nicht entrissen! Ach, ich sah wohl, wie Du dem edlen Bayard zu Hülfe eiltest, und, meinen Blick sorgenvoll nach Dir ge-

wandt, hätte ich fast den Hieb nicht bemerkt, den eines Schweizers Schlachtschwert nach mir führte. Nun, es hat nur meinen linken Arm gestreift, Pierre! und ich habe nichts gethan, nichts als meine Pflicht; keine schöne That folgt mir zum morgenden Tage, und Du hast Frankreichs edelsten Krieger gerettet, Dir gebührt der Preis!

Die Schlacht ist noch nicht geendet, die Nacht hat nur mit ihrem dunkeln Mantel die Streitenden getrennt, die Morgenröthe weckt uns zu neuem Kampfe! — sagte der Chevalier — Erst morgen sinkt oder steigt die Wage, und nur leicht ist das Lorbeerreis, das ich in ihre Schale legen kann. Fasse Muth, Vatillen! denn gäbe mir auch der Himmel die Kraft der Giganten, den Muth der Ritter der Tafelrunde, so fehlte mir doch das Glück, das Vertrauen auf dieses wandelbare, welches wie eine Stimme des Himmels in unserer Brust ruhen muß, wenn sie uns dem Großen, dem schwer zu Erringenden entgegen treiben soll. In mir ruht kein himmlisches Vertrauen; begleitet einen von uns das Glück, so bist Du es, mein Philipp!

Ich glaube es kaum! erwiederte dieser.

Horch! — unterbrach ihn der Chevalier — Hörst Du nicht dort, wo eine dunkle Wolke auf der Erde zu ruhen scheint, hörst Du da nicht die Stimme der Deutschen? mich dünkt, es sind nicht die rauhen Töne der Lanzknechte; es ist die Sprache der Eidgenossen. Laß uns mehr zurückgehen, dorthin, wo Don Pedro's Ruf uns hinbeordert; bald wird der Morgen grauen und die Schlacht von neuem beginnen! — Sie schlichen leise von dem Baume hinweg, unter welchem sich auch, kaum daß sie ihn verlassen, ein Haufe Schweizer lagerte, und fanden bald ihren Heerführer, sammelten dort ihre zerstreuten Krieger, ordneten sie, so viel als möglich war, und lagerten sich. Der Schlaf erquickte ihre müden Glieder.

19.

Auch König Franz, nachdem er die nöthigen Befehle gegeben hatte, war entschlummert. Ruhig, als läge er im Palast der Tournelles auf seidenem Pfühle, ruhte er neben einem unbrauchbaren Geschütz, das königliche Haupt auf das zer-

sprungene Rohr lehnend. Sorglos war der ritterliche Fürst, von Kampf und Sieg träumend, eingeschlummert, denn der Gott in seiner Brust versprach ihm gewissen Sieg. Um ihn her ruhten seine Getreuen, die in der Dunkelheit der Nacht einen dichten Kreis um ihren König schlossen, während der Seneschall von Armagnac, welcher das Geschütz befehligte, dasselbe wieder zu ordnen bemüht war.

Eine tiefe Stille herrschte im Heere der Franzosen. Erwartungvoll sah ein jeder dem kommenden Morgen entgegen, und der kurze, oft unterbrochene Schlummer war nicht erquickend. Die Feldherren, mehr die Lage des Ganzen überschauend, sahen mit unruhigem Blicke nach der Gegend von Lodi, von wo Alviano mit seinen Venetianern ihnen zur Unterstützung kommen sollte; sie gedachten des Muthes der Eidgenossen, den sie stets, auch gestern bewiesen, gedachten der vielen Edlen, die am vergangenen Tage gesunken, der vielen Lanzknechte, die auf dem Wahlplatze, der Schweizer Rache ein Opfer, gefallen waren.

Diese, noch in jeder Feldschlacht Sieger — nur der Tag von St. Jacob war in der Geschichte ihrer

Freiheit ein Trauertag — hatten zum ersten Male in einer Hauptschlacht, zwar unbesiegt, doch sorgenvoll sich auf dem Wahlplatze zur Ruhe gelegt. Nicht, wie gewohnt, durchjauchzten sie im Siegestaumel die Nacht, mit dem Blute Tausender hatten sie sich die ehrenvolle Lagerstätte erkämpft, — noch stand der Feind, den jugendlichen König an seiner Spitze, ihnen gegenüber, und nur die Hoffnung, nicht mehr das gewisse Vertrauen, der feste Glaube an Sieg, der sie bisher unüberwindlich gemacht hatte, weckte die Enkel der Männer von Granson am grauenden Morgen. Das mächtige Bern, das unerschütterliche Freiburg, die gewandten Walliser, auch die meisten Männer von Solothurn, hatten sie verlassen; klein war ihr Haufe ohne diese Mächtigen. Ihre dicht geschlossenen, undurchdringlichen Reihen, dieser Phalanx war aufgelös't, und das Horn von Uri tönte die ganze Nacht, die Männer zu sammeln; doch nicht wie bei Granson und Murten flohen jetzt die Feinde bei diesem Schreckrufe. Hell schmetterten Frankreichs Trompeten in der Stille der Nacht durch der Hörner Ruf; und nur der Gedanke, der feste Wille, den Vätern gleich zu leben und zu sterben,

gab ihnen auch heute den Muth, dem Hunger, dem Durst und der Ermattung zu trotzen, und mit dem Morgen den Kampf von neuem muthig zu beginnen.

Von einem andern Geiste beseelt, sah das französische Heer dem nahenden Tage entgegen. Befeuert durch den Muth seines Königs, der mit dem gemeinsten Krieger die Gefahr getheilt und nicht einen Augenblick sich dem Kampfe entzogen hatte, nur wenig dem furchtbaren Feinde gewichen, noch schlagfertig ihm gegenüber, spannte die Ehre von neuem die Kraft und den Muth; was bei den Eidgenossen die Erinnerung an ihre Thaten aufrecht erhielt, hob die Begierde in der Brust der Franzosen, den Unglückstag von Novarra zu rächen.

Die Lanzknechte, welche sich bei ihrem Heere befanden, theilten dieß Gefühl mit ihnen; der alte Haß, der durch die Wunden des vergangenen Tages noch mehr belebt war, entflammte sie. Nicht Nationalehre, Soldatenehre galt es. Um den Ruhm, wer das tapferste Fußvolk sey, sie oder die Eidgenossen, denn dieß bestimmte ja den mehreren oder minderen Sold, kämpften sie schon seit

ei-

einem halben Jahrhundert. Eitelkeit und Habsucht war der Hebel, nicht edler Muth. Nicht mehr fochten in dieser Zeit eines neuen Faustrechts diese Krieger für ihren Lehnherrn und ihr Vaterland; für Sold zogen sie und die Schweizer den Beßtzahlenden zu, und was bei Sempach und Morgarten, bei Granson und Murten den Arm der Eidgenossen gestählt, sie unüberwindlich gemacht, und Heldenmuth ihrer Brust als Weihgeschenk verliehen hatte, war nicht mehr in ihren Reihen zu finden. Was unter der Hohenstaufen wahrhaft fürstlichem Geschlechte dem deutschen Namen, vom Belt bis zu Syriens Wüsten, den Ruf des edelsten, treuesten Rittersinnes errungen hatte, schlug nicht in der Brust dieser Knechte. Söldner waren sie jetzt, sie und die Eidgenossen, die für schnödes Geld ihr Herzblut verkauft, den freien Arm den Tyrannen liehen. Der Freiheit heilige Gluth war für sie erloschen, Schweizermuth rang nicht mehr auf heimathlichen Bergen; für Maximilian Sforza, diesen elenden Tyrann, für päpstliches Gold schlugen die Söhne der Freiheit die Schlacht von Marignano, deutsche Männer sie für Frankreichs König.

Als der Morgen zu dämmern begann, ward von allen Seiten die lärmende Kriegmusik laut und rief zur Schlacht. Nicht Trompeten allein und der Hörner Ruf ertönte, auch das dumpfe Rasseln der Trommeln weckte jetzt die Ruhenden, und Alles sammelte sich zu seinen Fahnen. Der Chevalier und Batillen standen mit ihren geschmolzenen Haufen auch wieder neben einander; Don Pedro von Navarra ordnete eiligst seine Heerabtheilung und hielt in einiger Entfernung auf der linken Seite des Geschützes, welches der König, unter ihm Claude de Guise mit der schwarzen Bande, den Lanzknechten und dem französischen Adel, deckte.

Jetzt gab der Seneschall von Armagnac das Zeichen zur Schlacht. Die dichten Haufen der sich eben ordnenden Schweizer sanken niedergeschmettert von dem wohlgerichteten Geschütze. Doch außer dem Bereiche des Geschützes gerückt, trennten sie sich schnell und bildeten wieder, wie am vorigen Tage, drei Heerhaufen. Der von Zürch stürzte sich mit Muth auf die schwarze Bande, die zur Rechten des Geschützes stand. Der Herzog von Guise ging ihnen entgegen. Fürchterlich war ihr

Anlauf, sie rannten alles nieder, selbst der Herzog wurde zu Boden geschlagen; und hätte sich nicht sein treuer Stallmeister, Adam von Nürnberg, über ihn geworfen, so wär' er von den Fußtritten der Kämpfenden zertreten worden. Doch die Lanzknechte wehrten sich männlich. Acht Mal griff der König mit seinem Adel den Schweizerhaufen an, er stand unerschütterlich. Wüthend war hier das Handgemenge.

Unterdessen hatten die von Luzern, der alten Gewohnheit nach, den Feind zu umgehen gesucht, doch da der Boden sie nicht begünstigte, war die Bewegung dem Herzoge von Alençon nicht entgangen. Mehre Angriffe der Reiterei, unter dem Herzoge von Nemours, sprengten ihre Glieder auseinander; sie wichen, den größten Theil der Ihrigen auf dem Wahlplatze lassend.

Noch kämpften die von Zürch, noch hielten Uri, Schwytz und Unterwalden mit den andern Städten in einiger Entfernung, wie eine gewitterschwere Wolke, dem Connetable und Don Pedro von Navarra gegenüber. Doch jetzt — das Urner Horn ertönte. Hoch schwenkte Jakob Meiß den Stier von Uri — rasch wie der Blitz und so

zerstörend stürzten die Männer auf Don Pedro's Fußvolk, alles über den Haufen werfend. Der König ließ das Geschütz nach ihnen richten, es schleuderte Tod und Verderben unter sie, und riß ihre geschlossenen Glieder nieder; sie warfen sich gleich tobenden Wellen vorwärts. Der Connetable stürzte sich mit der Reiterei auf sie; sie hielten zwar in ihrem Siegerlauf an, doch stürmten die Geharnischten vergebens in die vorgehaltenen Hellebarden. Das Urner Horn tönte immer lauter, das Banner von Uri flatterte hoch in der Mitte französischer Reihen. Die Lilien sanken. Da hob Vatillen, die Reihen der langsam Weichenden verlassend, sein Schwert. — Adelaide! rief er, und bahnte sich mit dem geweihten den Weg über Leichen zu dem Riesen und seinem Stiere. Doch dieser blickte lächelnd auf den Rasenden, hob die Streitaxt, sie sank — auf Vatillens Helm glitt sie ab. Der Schlag betäubte, aber entmuthigte ihn nicht. Seine Linke ergriff die heilige, unentweihte Fahne, und seine Rechte führte einen mächtigen Hieb nach dem riesenhaften Manne; schwer traf er ihn und seinen Arm. Ein furchtbarer Kampf zwischen Beiden begann.

Der Chevalier de Theis, dessen Haufe noch festen Stand hielt, hatte Vatillen sich in das Gewühl des Schweizerhaufens stürzen sehen. — Hier gilt's! sagte ihm eine ahnende Stimme. — Mir nach! rief er, und von Wenigen gefolgt, eilte er hin, wo er die Fahne von Uri flattern sah. Noch kämpfte Vatillen. Der Chevalier nahm keinen Theil an dem Gefechte, den Freund wollte er schützen, doch ihm den Lorbeer nicht entreißen; um und neben ihm mähte er die Feinde nieder. Da umfaßte plötzlich mit kräftigem Arme der Fahnenträger den Ritter und rang mit ihm; zwar entriß Vatillen während des Ringens ihm die Fahne, doch eine Streitaxt spaltete des Ritters Helm, die Fahne noch in der Hand haltend, sank er zu Boden. Schnell entriß Jakob Meiß dem Gefallenen das Banner, da, seiner Besinnung nicht mächtig, Vorsicht, alles vergessend, umfing der Chevalier den riesenhaften Mann, kämpfte mit ihm, und nicht der Schwerter Streiche achtend, die auf ihn niederfielen, nicht die Wunden achtend, faßte kräftig seine Linke die Fahne, während sein Schwert den Bannerträger niederstieß, und die Errungene fest vor sich in die Erde stoßend, kämpfte er über

dem gefallenen Freunde, ihn zu retten oder mit ihm zu sterben.

Schon waren seine Begleiter gefallen, schon blutete er aus mancher Wunde, schon vermochte er sich nicht mehr aufrecht zu erhalten; auf sein Knie neben den Freund sinkend, dem die flatternde Fahne im Todeskampfe Kühlung zuwehte, kämpfte er mit seiner letzten Kraft, als Bayard, die Noth seines Freundes erblickend, noch einmal mit den Gensdarmen anrückte, Don Pedro noch einmal die Gascogner ordnete und einen neuen Angriff wagte, während das Geschütz des Seneschalls von Armagnac die Reihen der Eidgenossen niederschmetterte, Alviano mit der Venetianischen Reiterei in diesem entscheidenden Augenblicke heransprengte und sich auf die Männer von Zürch warf. Bayards Angriff gelang, er drang ein. Die Appenzeller wichen, Navarra warf alles vor sich nieder. Das Horn von Uri schwieg; die Avanturirer, den Tod ihrer Führer zu rächen, drangen in ihre Reihen, und auch jetzt noch ernst und furchtbar, wichen die Männer von Schwytz. Auch Zürch wich. — Die Schlacht war beendet.

Bis zu seinem Freunde war Bayard während des Gefechtes gedrungen. Er fand ihn auf

ein Knie gesunken noch kämpfend, noch hielt er den Stier von Uri in seiner Linken, stützte seinen aus vielen Wunden blutenden Körper auf dieß Heiligthum der Urner, und seine Rechte schwang noch muthig des Vaters Schwert. Doch Bayard und seine Reiter lichteten hier schnell. Frei konnte der Chevalier athmen; nach dem Freunde, nicht nach dem Feinde durfte er jetzt seine Blicke wenden. Gleich lag dieser da, der Helm gespalten, das Blut aus seinen Wunden strömend. — Du hast die blutige Palme des Friedens Dir errungen, mein Philipp! — rief der Chevalier mit leiser, matter Stimme, — nicht die Myrte; schlaf wohl! — Er breitete die Fahne von Uri über ihn. — Du hast sie errungen, mit Deinem Leben erkauft. Nimm sie, sie ist Dein, Dein theuer erworbenes Eigenthum! — Neben dem Freunde sank er ermattet nieder.

20.

Laßt sie ungehindert ziehen, mein Vetter! — sagte der König Franz zu Karl von Bourbon — sie gehen zurück nach ihren Bergen, und kehren

vielleicht bald als unsere Freunde wieder. Genug des Blutvergießens, die Ehre des heutigen Tages genüge uns!

Der Connetable gab mit freudigem Herzen den Befehl, dem Verfolgen Einhalt zu thun, denn er ehrte den Muth der Schweizer, und glaubte auf diese Art ihr Heer am ersten für seinen König zu gewinnen. Nachdem er die nöthigen Befehle gegeben und wieder zurückgekehrt war, und die Großen, die Hauptleute und den Adel um den König versammelt fand, sagte er, sich vor dem Könige neigend: Sire! so manche schöne That ist in dieser Schlacht vollbracht, so mancher edle Krieger hat durch Heldenmuth sich wohl würdig gemacht, daß ihn sein König zum Ritter schlage. Erlaubt deshalb —

Vetter Connetable! — unterbrach ihn der König Franz — da sey Gott für, daß ich diese Würde ertheile, ehe ich selbst ihrer werth befunden worden bin. — Bayard! — rief er diesem zu, der bescheiden in weiter Entfernung stand und sich jetzt dem Könige nahte. — Bayard, mein Freund! ich will heute durch Deine Hand zum Ritter geschlagen werden, wenn Du mich dessen würdig hältst, da Du ein Rittersmann bist, der zu Roß und zu

Fuß in so vielen Schlachten gekämpft, und als der Würdigste erkannt bist!

Sire! — erwiederte Bayard — der König eines so edlen, mächtigen Reiches ist durch sich selbst der erste Ritter und steht über alle!

Beeile Dich, Bayard! — rief der Monarch ungeduldig — kein Zaudern! Hier gilt kein Gesetz, keine Bitte, kein Recht, und wär' es von Stahl und Eisen. Thu', wie ich Dir befahl, wenn ich Dich unter die Zahl meiner braven Diener und Unterthanen zählen soll!

Sire! — sprach Bayard, und trat dem Könige näher. — Nicht jetzt allein, stets werde ich Euch beweisen, daß ich der Treusten einer bin, und — rief er mit Feuer — so will ich denn, ein Unwürdiger, Euren Willen und Befehl vollführen! — Er zog sein Schwert, trat dicht vor den König, und alle Anwesenden bildeten einen Kreis um die heilige Person ihres Monarchen. — Sire! — rief er mit fester, lauter Stimme, — stünde Roland oder Olivier, Gottfried von Bouillon oder sein Bruder Balduin hier vor mir, Ihr wäret doch der edelste Fürst, der jemals zum Ritter geschlagen worden. Gebe Gott Euch stets den Sieg! Nie möget Ihr vor Euren Feinden flie-

hen! — Er berührte nach diesen Worten drei Mal mit seinem Schwerte den König, dann hob er es hoch in die Höhe und rief: Du bist wohl glücklich, daß du heute einem solchen edlen, mächtigen König die Würde des Ritters ertheiltest. Ja, mein gutes Schwert, du sollst künftig als heilige Reliquie verwahrt werden, und nie will ich dich fürder mehr führen, als gegen Türken, Sarazenen und Mauren! — Er steckte sein Schwert wieder in die Scheide, und beugte sein Knie vor dem Könige, welcher ihn gnädig aufhob.

Nun erst bin ich würdig, als König an Eurer Spitze zu stehen, Ihr, meine edlen Kampfgenossen! — rief König Franz begeistert — Nun erst darf ich mit diesem Schwerte, noch vom Blute der Feinde geröthet, die Tapfersten meines Heeres zu Rittern schlagen!

Mit lauter Stimme rief er Mehre aus dem Kreise, der ihn umgab, hervor. — Habt Ihr, mein Vetter Connetable! Ihr, mein Bruder von Alençon! und Ihr, edler Don Pedro von Navarra! mir Würdige zu nennen, die ihrer Tapferkeit wegen verdienen, von der Hand ihres Königs zu Rittern geschlagen zu werden, so nennt mir ihre Namen und führt sie zu mir. Weiß noch

Jemand unter Euch mir eine ritterliche That zu verkünden, so rede er!

Der Herzog von Alençon, der Connetable und Don Pedro erfüllten des Königs Befehl; viele der Heerführer nannten die Tapfern, welche sich besonders ausgezeichnet hatten, nur Bayard schwieg.

Und Du schweigst, Bayard? — fragte der König — Wo Du im Gefecht bist, da entflammet sonst Dein Beispiel zu den edelsten Thaten. War niemand mit Dir, der Deinem edlen Beispiele folgte?

Wer Frankreichs Könige die Ritterwürde ertheilte, — erwiederte Bayard — der hat zu Großes vollführt, um Anderer zu gedenken.

Der König reichte ihm huldreich die Hand und begann die feierliche Handlung. Als er sie geendet, sagte er mit ernster Stimme: Wie ich den, der mich zum Ritter schlug, zu meinem Vorbilde erwähle und stets seinem ehrenvollen Beispiele folgen werde, so folgt dem Beispiele Eures Königs in Glück und Unglück, in Noth und Tod! — Vier und dreißig der hier zu Rittern Geschlagenen bekräftigten in der Schlacht bei Pavia dieß königliche Wort mit ihrem Tode; neben ihrem Herrn sanken sie rühmlich.

Doch, Bayard! — rief jetzt der König — wo sind Eure Landsleute, Vatillen und de Theis? ich bin erstaunt, sie nicht zu sehen, die gewiß mannhaft um den schönen Preis gerungen haben.

Ja wahrlich mannhaft, Sire! — sagte Don Pedro, rasch hervortretend. — Sie haben gefochten mit Löwenmuth; der Chevalier hat den Stier von Uri erbeutet. Doch glaube ich, keiner von ihnen wird den Preis bedürfen; ich fürchte, Beide sind todt.

Sie leben! — rief Bayard — Vatillen ist sehr schwer verwundet, der Chevalier mit Wunden bedeckt, jedoch ist keine tödtlich.

Saht Ihr sie im Kampfe? fragte der König.

Ich sah und beobachtete sie, so viel ich konnte. Vatillen stürzte in den Haufen von Uri, der Chevalier folgte und deckte ihn. Mit dem Fahnenträger rang jener um das theure Heiligthum, und als er es dem Schweizer entriß, stürzte er, von einer Streitaxt getroffen, nieder, und man entriß ihm die Fahne. Da ergriff sie der Chevalier; knieend noch vertheidigte er seinen Freund und seine Beute; so traf ich sie und befreite die Umzingelten.

So hat das Glück den Chevalier begünstigt! — sagte der König nach einigem Nachdenken — Er hat uns das hohe Siegeszeichen gewonnen, hat des Freundes Leben mit seinem Blute vertheidigt, obgleich ihm aus dessen Tode das gewisse Glück erblüht wäre; das war edel!

Rechnet ihm das nicht an, mein König! — sagte Bayard ernst — Ihr würdet ihm wehe thun, denn das war nur Pflicht.

Du hast Recht, mein würdiger Meister! — unterbrach ihn König Franz, und eine Röthe überflog sein gebräuntes Antlitz. — Bei diesen ehrenwerthen Männern darf die Pflicht nicht mit auf die Wagschale gelegt werden. Ich erkenne dem Chevalier den Preis zu!

Ihm gebührt er! wiederholte Bayard.

Eurer Pflege und der Geschicklichkeit meines Wundarztes empfehle ich sie, — fuhr der König fort. — Und nun wäre das Tagwerk vollbracht! — rief er mit feierlichem Tone, sich zu seinen Umgebungen wendend. — Der Feind ist geschlagen, die Schmach von Novarra verwischt. Laßt das Geschütz noch einmal abbrennen, Herr Seneschall von Armagnac! laßt die Trompeten schmettern,

die Trommeln rühren, laßt uns niederknien, Gott danken für den feierlichen Sieg, und dann rasch vorwärts nach Mailand!

Das Geschütz donnerte, die Trompeten schmetterten, die Trommeln wirbelten, der laute Siegerruf tönte durch die Luft. — Da ward es plötzlich still, denn zu Gott schwang sich auf den Flügeln der Andacht das leise Dankgebet.

21.

Bayard ließ den Chevalier de Theis und Vatillen nach Marignano bringen. Außer der Wunde am linken Arme, welche dieser schon am Abend des ersten Schlachttages erhalten, war er nur durch die Streitaxt des Mannes von Uri am Kopf, aber so gefährlich verwundet, daß Villadieu, der Wundarzt des Königs, sehr zweifelte, ob er wieder herzustellen sey. Der Chevalier, zehn Mal verwundet, war zwar durch den starken Blutverlust sehr ermattet, doch keine der Wunden schien gefährlich; der Schlag der Hellebarde am Fuße war die beträchtlichste Verletzung.

Schon am andern Tage, als Vatillen noch

im heftigsten Fieber mit dem Tode rang, drückte der Chevalier Bayards Hand mit dankbarer Rührung, und konnte schon, wenn auch nicht durch thätige Hülfe, doch vorsorgend für seinen Freund wirken, der, ihn nicht erkennend, in Fieberphantasieen lag, sich bald mit dem Fahnenträger von Uri, bald mit Adelaide beschäftigte, und in diesen Träumen zu glauben schien, er habe für sie das Urner Banner errungen.

So vergingen mehre Tage, in welchen der Chevalier, um das Leben seines Freundes besorgt, sich nur wenig der Hoffnung und Freude hingab, den köstlichsten Preis sich errungen zu haben. Trat Adelaide auch vor ihn in bräutlichem Gewande, malte sich seine Einbildekraft alle das Herrliche jetzt auch freundlich aus, was er sonst nur zu ahnen wagte, stand sie ihm auch näher, die er vor wenig Tagen noch so fern von sich glaubte, so war ein Blick auf seinen Freund hinreichend, ihm die lachenden Bilder zu umschleiern. — O, Du bist theuer erkauft, Adelaide! — rief er dann aus — sein Tod führt mich in's Leben! — Und doch wenn er sich genau prüfte, so fühlte er, daß sie wohl des größten Opfers werth sey, und dann zürnte er bei diesem Gedanken mit sich, daß seine

so selbstsüchtige Liebe auch den Freund zum Opfer annehmen könne.

Hoch klopfte daher sein Herz, als Villadieu ihm eines Abends die Versicherung gab, daß das Leben des Freundes außer Gefahr, und auch für seinen Geist nichts mehr zu fürchten sey, da die edlen Theile des Körpers nicht verletzt, und das Fieber im Abnehmen wäre. Wie dankte er Gott, als er Vatillen am Morgen sanft schlummern sah, wie sehnte er sich nach dem Augenblicke, wo er die Augen öffnen, ihn vielleicht erkennen, ihn begrüßen würde, wie schmerzte ihn jetzt die Wunde an seinem Fuße, die ihn noch auf dem Lager festhielt und ihn verhinderte, dem Freunde sich zu nahen! Unverwandt richtete er das Auge auf den Schlafenden. Vergebens harrte er bis an den Mittag. — Endlich — Vatillens Auge erschloß sich; aber nicht mehr, wie an den vorigen Tagen, sah es stier und wild, theilnahmlos um sich, staunend blickte es empor und sah verwundert die Gegenstände an, welche ihn umgaben. Als es jetzt aber den Chevalier traf, der sich auf seinem Lager emporgerichtet hatte, wurden die Züge des bleichen Gesichtes freundlich und mild; und als müsse

er sich besinnen, ob er noch träume oder wache, sah er wohl minutenlang nach dem Freunde, der kaum seine Freude zu mäßigen wußte. — Pierre! — rief Vatillen endlich — Pierre, bist Du es?!

Ich bin's, mein Philipp! erwiederte der Chevalier, und in seinem Blicke lag ein Dank zu Gott, daß er diesen Ton aus dem Munde des Freundes wieder vernehmen könne.

O, komm in meine Arme, mein theurer Freund! — sagte Vatillen — Hab' ich doch seit gestern Deine Umarmung entbehrt!

Ich kann nicht, Philipp! — erwiederte dieser — mein Fuß ist verwundet; ich vermag's nicht!

Ah! darum konntest Du mir nicht folgen, als ich dem Bannerträger von Uri entgegen stürzte; Du hättest gewiß den Freund geschützt. Doch, Gottlob! — fuhr er nach einigem Nachdenken fort und strich sich die herabgefallenen Locken von der Stirn — dieß Heiligthum der Eidgenossen blieb mein, mein der Sieg; ich habe mir sie errungen! — Er sprach dieß mit so inniger Freude, mit so zuversichtlichem Tone, daß den Chevalier das Gefühl überwältigte. Vatillen bemerkte es. — Mein Pierre, zürne mir nicht! — rief er —

Als ich im dicksten Gewühle die Fahne von Uri hoch flattern, als ich die goldnen Lilien vor ihr sinken sah, da war es als schwebe Adelaide vor mir, welche mir winkend zurief: Folge mir, mein geliebter Freund! dort, wo der Kampf am wildesten wüthet, wo das Siegbanner der Feinde weht, da grünt dir die Myrte neben dem Lorbeer! und es trieb mich hin. Ich entriß dem Riesen von Uri sein Heiligthum; ich erkaufte es, ich erkaufte sie mit meinem Blute, und der Siegesruf unsers Volkes wiegte mich in Todesschlummer, aus dem ich erst jetzt erwache. Während meines Schlummers ist mir Adelaide oft erschienen, hat mich an ihr Herz gedrückt, mir den Lorbeer zur Kühlung um meine heiße Stirn gewunden, mir ein Myrtenreis auf mein klopfendes Herz gelegt, meine Lippen dann sanft berührt. — Ach, Freund! verbirg Deine Thränen nicht. Dein Philipp, im Vollgenuß seines Glücks, theilt Deinen Schmerz, der auch der seine ist.

Ermattet sank er auf das Lager zurück, zu sehr hatte ihn die Wonne beglückt, die Täuschung ihn bewegt. Er schloß das glühende Auge von neuem, und nach manchem Zucken des fieberdurchschauerten Körpers schlummerte er wieder ein.

Schlaf' wohl, schlaf' ruhig, mein Bruder! — rief Pierre de Theis — Träume, so lange Du träumen kannst, und ewig möge die Täuschung Dich beglücken! Dir ward der Lorbeer nicht, mir nicht die Myrte. Schlummre sanft!

Dem Wundarzte des Königs, der kurz darauf zu ihnen kam, erzählte der Chevalier das Vorgefallene, und dieser bat, ja den Kranken jetzt noch nicht aus seinen Träumereien zu wecken. Nur erst, wenn er Kraft habe, der Hoffnung entsagen zu können, nur dann erst dürfe man ihn enttäuschen. Treulich wachte der Chevalier über diese Vorschrift des Wundarztes, und wenn ihn auch des Freundes Mitleid, der dessen doch selbst so sehr bedurfte, oft tief schmerzte, that er alles, um Herr seiner Empfindungen zu werden, nahm freundlich seinen Trost an und schwieg.

Der Chevalier konnte nach einiger Zeit das Bett verlassen, schon einige Male hatte er sein Roß bestiegen und das Schlachtfeld beritten, und so manche Begebenheit des merkwürdigen Tages trat dann vor seine Erinnerung. Sinnend kehrte er eines Tages in seine Wohnung zurück. Einen Haufen Reiter und Diener fand er vor seinem

Hause halten, und da er die Livree des Connetable erkannte, zweifelte er keinen Augenblick, daß dieser Vatillen, der ihm wahrscheinlich von der Herzogin von Angouleme noch besonders empfohlen war, mit einem Besuche beehrte. Er fand bei seinem Eintritte den Herzog eben im Begriff sich zu entfernen; und als er huldvoll Vatillen die Hand gereicht, wendete er sich auch zu ihm und sagte verbindlich: Seyd mir gegrüßt, Chevalier de Theis! der König, unser Herr, hat mir aufgetragen, Euch seine Gnade zu verkündigen. Ihr sollt fortan den Stier von Uri zur Erinnerung an den Tag von Marignano Eurem Wappen beifügen. Lebt wohl! Auch Ihr, Vatillen!

Der Connetable ging. Laut und sorgvoll klopfte das Herz des Chevaliers, während er den Herzog von Bourbon begleitete; denn er ahnete, daß nun sein Freund von dem Ausgange des Kampfes unterrichtet sey. Aengstlich, als sey er sich eines Verbrechens bewußt, trat er in das Gemach, wo er Vatillen auf seinem Lager erhoben, die Arme nach ihm ausstreckend, fand.

Bis zum Tode! — rief er dem Eintretenden entgegen — bis zum Tode, mein Pierre, daure unsere Freundschaft! so schwuren wir, und so sey

es! — Er drückte den Chevalier mit Heftigkeit an sich, drückte seine zitternden Lippen auf des Freundes Mund, und sagte mit tiefer Bewegung: Mit diesem Kusse übergebe ich Dir Adelaide, mein Hoffen und mein Glück! Nichts bleibt mir als Dein Herz, verbanne den Freund nicht aus diesem Heiligthume, gönne ihm dort ein Plätzchen neben der Geliebten!

Philipp! rief de Theis.

Höre mich, mein Bruder! — unterbrach ihn Vatillen schnell — höre mich, ehe Deine Empfindungen Worte finden. Ich kenne Dich, Du zweifelst an Deinem Glücke und bist deshalb so bereit, es zu opfern. Ich kenne Dein Herz, das auch ohne dieß düstre Gefühl jedem Edlen sich hingiebt, zu jedem Entsagen die Kraft hat — aber deshalb sollst Du mich nicht zum zweiten Male übertreffen. Mit jener Umarmung sagte ich der Hoffnung Valet. Erniedrige mich nicht noch tiefer, Pierre! — fiel er diesem in die Rede, der zu sprechen beginnen wollte. — Glaube nicht, die Liebe habe den Ehrgeiz so sehr in mir erstickt, daß ich aus der Hand des Mitleids empfangen könnte, was mir nur aus der Hand des Ruhms werden sollte. — Achtest Du, liebst Du mich, so komme

ihr Name nicht eher wieder über Deine Lippen, als wenn sie als Deine Gattin den Freund freundlich empfängt. — Er reichte dem Chevalier seine Rechte entgegen; dieser ergriff sie, drückte sie an sein Herz und schwieg.

22.

Während die Freunde in Marignano ihrer Genesung entgegen sahen, wurde das Schloß von Mailand von dem Connetable belagert. Die Stadt hatte gleich nach dem Abzuge der Schweizer dem französischen Heere ihre Thore geöffnet. 2000 Eidgenossen vertheidigten diese für unüberwindlich gehaltene Veste, wohin sich Maximilian Sforza geflüchtet hatte. König Franz war indessen nach Pavia gegangen, von dort aus das päpstliche und spanische Heer zu beobachten, und hier das Ende der Belagerung abzuwarten, denn vor der Einnahme des Schlosses wollte er seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt der Lombardei nicht halten. Aber schon am 14ten October übergab Herzog Maximilian die Citadelle, und wurde nach Frankreich geführt, um dort späterhin ein trauri-

ges Leben zu beschließen. Die Schweizer zogen frei nach ihrer Heimath, und König Franz hielt am Tage darauf seinen feierlichen Einzug.

Alles, was nur die Pracht damaliger Zeiten hervorzuzaubern vermochte, wurde angewendet, die Augen und Herzen der Mailänder zu gewinnen. Die Gensdarmen in glänzender Rüstung und reich gestickten Wappenröcken begannen den Zug, ihnen folgte der König auf einem arabischen Rosse, unter einem Baldachin reitend, welchen die vornehmsten Bürger der Stadt trugen. Ein Wappenrock von hellblauem Sammet, mit goldenen Lilien gestickt, umgab seinen edlen Körper; von gleicher Farbe waren die Decken seines Pferdes. Ein einfacher, schwarzsammetner Hut zierte sein Haupt; sein Anstand war wahrhaft königlich.

Unmittelbar hinter ihm folgten die Herzoge von Alençon und von Savoyen, dann der Connetable, Herzog von Bourbon, und die übrigen Prinzen, auch viele Große und Edle der Lombardei, alle herrlich geschmückt; diesen die Auserwählten des königlichen Hofstaates, in schwarzer, weißer und rehfarbener Kleidung. Dann folgte der Groß-Seneschall und der Herr von St. Vallier mit den übrigen Edelleuten, welche den Hofstaat des Kö-

nigs bildeten. Der Marschall von Chabannes, Teligny und Bayard beschlossen den Zug, und mit ihnen ritt der Chevalier de Theis in Mailand ein.

Als der König vor dem Dom ankam, hielt der Zug. Der Monarch trat in die Kathedrale, und der Donner des Geschützes hallte durch die Luft; nach beendigtem feierlichen Dankgebete zog König Franz nach dem Palast und nahm Besitz vom Herzogthume Mailand.

Freigebig theilte hier der Fürst seine Gnade aus; auch der Chevalier wurde nicht vergessen, er ernannte ihn zum Commandanten von Embrün, und befahl ihm, bei seiner, des Königs, Rückkehr nach Frankreich ihm zu folgen, und dort den schönsten Preis aus seiner Hand zu empfangen. Ehrerbietig neigte sich der Chevalier, dankte dem Könige, und bat ihn, seiner Gnade noch die Gewährung der Bitte hinzuzufügen: auch dem Herrn von Vatillen, wenn er genesen wäre, zu erlauben, seinem Könige an das Hoflager folgen zu dürfen.

Und was nützt Euch dieser Triumph? fragte der König mit ernstem Blicke.

Für mich ist es kein Triumph, Sire! — erwie-

derte der Chevalier mit Stolz — Ich erfülle nur eine schmerzliche Pflicht. Erlaubt es!

Nun wohl! — sagte der König — es sey ihm erlaubt!

23.

Am Hoflager der Herzogin von Angouleme hatte sich längst schon mit dem näheren Berichte der Schlacht von Marignano Nachricht über die beiden Freunde und ihre Waffenthaten verbreitet, und die Herzogin, welche es Adelaide d'Armencourt nicht verhehlen konnte, daß der König dem Chevalier de Theis den Preis zuerkannt habe, wußte ihren Unmuth darüber nicht zu unterdrükken. Das Fräulein schwieg; auch jetzt noch blieb sie verschlossen, und nicht die Bitten der Herzogin, nicht das schmeichelnde Benehmen der Chateaubriant konnten sie bewegen, zu erklären, ob die Entscheidung des Schicksals ihr Wonne oder Schmerz bereite. Doch sah man, daß, jemehr der Zeitpunkt nahte, wo man die Rückkehr des Königs erwartete, sie desto unruhiger wurde. Wäh-

rend der ganzen Reise von Paris nach Lyon, wohin der Hof dem Könige entgegen zog, war sie still und in sich gekehrt; eben so still und unmuthig wie die beiden Ritter, welche im Gefolge des Königs über die Alpen zogen. Auch der Chevalier, sonst so muthig, ging seinem Glücke nur zagend entgegen; Vatillen, in sich verschlossen, erwähnte Adelaide's mit keinem Worte, und nur, um sein früheres Versprechen zu lösen, folgte er dem Freunde nach Lyon.

An dem Tage, an welchem der König dort seinen feierlichen Einzug hielt, befand Adelaide sich im Gefolge der Herzogin an einem Fenster des Schlosses. Aller Augen waren nach dem Könige, diesem jugendlichen Helden, gerichtet, der als Sieger in sein Reich zurückkehrte; nur Adelaide's Auge nicht, es suchte die Freunde. — Da nahten sie, beide in ihre Farben gekleidet. Ehrerbietig grüßte der Chevalier, ehrerbietig, bescheiden auch jetzt; Vatillen hob das matte Auge auf zu ihr. Bleich war sein Gesicht, die Narbe der Streitaxt entstellte es zwar nicht, doch zog sie sich so dunkel über das bleiche leidende Antlitz, daß das Mitleid in dem Busen des Fräuleins rege werden mußte. — Da trat die Herzogin von Chateaubriant, welche

dem Könige schon am Tage vorher im Geheim entgegen geeilt, und erst in diesem Augenblicke zurückgekehrt war, in's Zimmer. Ihr Auge fiel auf Adelaide, welche sich in eine Vertiefung zurückgezogen hatte; Neugierde, vielleicht auch wahre Theilnahme führte sie zu ihr. — Oeffnet mir Euer Herz, Adelaide! — sagte die Herzogin — Bei Gott, ich meine es redlich mit Euch; was ich vermag, Euer Geschick so zu lenken, wie Ihr es wünscht, thue ich gewiß. Seyd Ihr mit dem Ausspruche des Schicksals zufrieden, oder zürnt Ihr darob? Sprecht!

Madame! — erwiederte Adelaide, von dem herzlichen Entgegenkommen der Chateaubriant ergriffen, — ich weiß wahrlich mir selbst nicht zu sagen, ob ich darüber mich freuen, oder ob ich es beweinen soll. Mein Herz schwankt zwischen Wonne und Schmerz.

In diesem Augenblicke trat der König ein, und das Gespräch war unterbrochen. Alles eilte, den siegreichen Monarchen zu empfangen; auch Adelaide folgte der Menge.

Ehrerbietig seine Mutter begrüßend, innig seine Schwester, die Herzogin von Alençon, umarmend, empfing er die Edeln und Frauen des Hofes mit

der ihm eigenthümlichen Huld; jedem sagte er etwas Verbindliches. Den Kanzler dü Prat, der ihn mit einer langen, hochtrabenden Rede empfing, unterbrach er bald mit seinem Lieblingsausdrucke: Foi de gentilhomme, Kanzler! wäret Ihr bei Marignano gewesen, Ihr hättet gewiß Lust zu dem Kriegshandwerke bekommen, und hättet die Feder und die langen Reden bei Seite gelegt! — Die Herzogin von Chateaubriant fragte er mit zweideutigem Lächeln, wie sie sich in der langen Zeit, daß er sie nicht gesehen, befunden habe, wandte sich dann zu Margarethe von Alençon, und erzählte ihr, wie männlich ihr Gatte die von Luzern empfangen und viel zum Siege beigetragen habe, und bat halbleise seine Mutter um Verzeihung, daß er, ohne ihre Meinung einzuholen, den Connetable in Mailand als seinen Statthalter zurückgelassen habe. — Und für Euch, — sagte er jetzt, Adelaide bemerkend, — für Euch bringe ich den Gatten mit, der sich durch seinen Muth wohl Eurer werth gemacht, und dem Ihr Eure Hand nicht versagen könnt, wenn Ihr mein königliches Wort ehrt. Der Chevalier de Theis wird Euch in einer Stunde seine Aufwartung machen; em-

pfangt ihn auf Eurem Zimmer. Zehntausend Livres sey Euer Brautschatz.

Ich weiß es schon, Mutter! — unterbrach er die Herzogin von Angouleme, die eben, wahrscheinlich über Adelaide, ihm etwas sagen wollte, — ich weiß schon, daß Ihr die Ausstattung des Fräuleins aus Euren Mitteln übernehmt, und dank' Euch dafür. — Nun! — rief er, sich noch einmal nach dem Kreise der schönen Frauen wendend, die er um sich versammelt fand. — Nun willkommen, Ihr Damen, willkommen in Frankreich! Hab' ich auch manches Schöne jenseit der Alpen gesehen, wahrhaftig, Schöneres sah ich nicht als hier; seyd mir gegrüßt! — Er neigte sich verbindlich, sagte im Vorbeieilen der Herzogin von Chateaubriant einige Worte, und verließ den Saal. Ihm folgte bald die Herzogin von Angouleme; auch sie zog sich auf ihre Zimmer zurück.

Das sind die Folgen Deiner Thorheit! — sagte sie dort mit Unmuth zu Adelaide, der sie zu bleiben befohlen hatte. — Wo Dein Wille Dein Schicksal bestimmen konnte, überläßt Du es dem Zufalle; nun, Du hast es so gewollt. Verträume nun an der Hand dieses ernsten, mürrischen Mannes Dein

Jugendleben, und die Sehnsucht nach dem, den Du eigensinnig verschmähtest, begleite Dich auf sein altes verfallenes Schloß Comartin, und verlasse Dich nie. Dieß mein Segen! — Sie ging in ihr Cabinet und ließ Adelaide allein, von diesem Fluche erschüttert, stehen, die, den Blick zur Erde gesenkt, ihre Gedanken wie Schatten vorüber schweben sah, und keinen fest zu halten vermochte. Eine quälende Unruhe trieb sie nach ihrem Gemache, wo sie den Chevalier erwarten sollte; ein anderes dumpfes Gefühl hielt sie zurück. Den Einen beglückend, mußte sie über des Andern Schicksal verderbend bestimmen.

Gott hat entschieden! — rief sie plötzlich — Sein Wille geschehe! — Sie ermannte sich und ging in ihr Zimmer.

24.

Nicht lange war sie dort, als der Chevalier sich melden ließ; sie befahl, ihn einzulassen. Er trat ein.

Treu und rein, wie Ihr es gebotet, Adelaide

d'Armencourt! kehr' ich zurück, — sagte er mit gepreßter Stimme, und die Wonne des Himmels strahlte aus seinem Blicke, der innig auf dem sanft errötheten Mädchen ruhte. — Gott hat für mich entschieden, denn wahrlich der Freund war des edlen Preises so würdig als ich; seine bleichen Wangen, die Narbe, die ihn in den Augen einer edlen Jungfrau nicht entstellen wird, sprechen für ihn.

Er schwieg. Zitternd, tief bewegt, reichte ihm Adelaide die Hand; er ergriff sie.

Reicht Ihr mir diese Hand zum ewigen Bunde?

Adelaide schwieg; ihre Hand zitterte heftig in der seinigen.

Fräulein! — sagte er freundlich — Ihr habt nicht geschworen, Eure Hand bleibt Eurem Herzen überlassen.

Edler Mann! rief die Jungfrau, ihr gesenktes Haupt legte sich an seine tobende Brust — ihre Hand ruhte in der seinen.

Da blickte sein Auge gen Himmel; ein Strahl von oben drang in ihn. Er drückte das Mädchen innig, stürmisch an sein Herz. — O! — rief er — daß doch nichts vollkommen ist auf dieser Welt! — Bleich, lebensmüde, mit seinem Gott hadernd,

wandelt der Freund, während ich vor Glück vergehen könnte, — den Tod sucht er, wenn das Leben in meinen Armen ruht!

Vatillen! — rief Adelaide schluchzend — Armer Vatillen!

Er, der mit innigem Herzen, mit so treuem Muthe an Euch hing, — fuhr der Chevalier fort — der sein Leben für einen elenden Preis hielt, um Euch zu erkämpfen, der sich in die dichtesten Reihen der Feinde stürzte, Euch zu erringen; er schwankt wie ein vom Sturm geknicktes Rohr, seine Lebensblüthe ist verwelkt, sein heiterer, froher Sinn ist erstorben, sein Herz ist gebrochen!

Da umschlang bei diesen Worten Adelaide fester und fester den Chevalier, doch plötzlich sank sie vernichtet zu seinen Füßen.

Ohne darüber erschrocken zu seyn, hob er die Ohnmächtige auf, schellte den Zofen, ließ sie in das Cabinet bringen und harrte schweigend ihrer Wiederkehr.

Nach einiger Zeit öffnete sich die Thür, Adelaide trat wieder herein; bleich war ihr Antlitz, sie wollte lächeln, doch die Thräne brach hervor, sie vermochte es nicht. Zitternd ging sie auf den

Che-

Chevalier zu, reichte ihm die Hand und sagte mit matter Stimme: Zürnt nicht, Herr, über mein kindisches Wesen; ich bin die Eure — treu bis zum Tode!

Da sey Gott für, Adelaide! — rief der Chevalier — daß mein Herz mir höher stehe als das Eure, daß mein Glück mir theurer sey als es das Eure ist! — Die Hand der Jungfrau ließ er los, faltete seine Hände zum Gebet, und rief schmerzvoll aus der Tiefe seines Innern: Vater im Himmel, ich danke Dir, daß Du meiner Ahnung die Gewißheit gabst, ehe es zu spät war! — Adelaide! Ihr liebt Vatillen! Ihr liebtet ihn schon längst, mir sagte es ein ahnendes, quälendes Gefühl. Ihr kämpftet gegen Euer Herz, ohne es zu wissen, und nur des Freundes trauernd bleiches Antlitz, das Bild, welches ich Euch absichtlich von ihm entwarf, hielt Euch den Spiegel Eures Innern vor, und in dem Augenblicke, da Ihr ihm auf ewig entsagen sollt, fühlt Ihr erst, was er Euch ist — Eures Lebens einziges Glück! — Ihr liebt Vatillen!

Ja, ich glaube, ich fühle es! stammelte Adelaide.

Nun, so lebt wohl! Schmerzvoll, aber freundlich scheide ich von Euch; wie vom Himmel trenne ich mich und nehme nur die Qual der Erinnerung an das Verlorene mit mir — aber auch das Bewußtseyn, für Euer Glück das meine geopfert zu haben. Lebt wohl, Adelaide! Gedenket meiner so freundlich, wie ich freundlich von Euch scheide.

Ehe noch das Fräulein ein Wort erwiedern konnte, eilte er davon, hin nach dem Vorzimmer des Königs. Dort fand er den Ritter Bayard. — Auf ein Wort! — sagte er zu diesem, und zog ihn mit sich in den Gang. — Ich muß heute schon von hier. Ich war bei Adelaide, was ich ahnete, fand ich wahr, sie liebt Vatillen; und könnte ich nun noch Ansprüche an sie machen? Ihm übergebe ich meine Rechte. Bittet den König, und Euch gewährt er es gewiß, bittet ihn — doch Ihr wißt ja selbst, was Ihr bitten sollt —

Ich weiß es, edler Mann! — rief Bayard, und reichte ihm seine Rechte. — Ich werde Euch hier vertreten. Zieht mit Gott, und sein Friede begleite Euch!

Der Chevalier wollte gehen, doch schnell wandte er sich. — Bayard, — sagte er — noch eins! Ich wünsche, daß Vatillen erst am Jahrestage der

Schlacht von Marignano mit Adelaide d'Armencourt zum Altare trete. Ich werde dann mein Versprechen lösen und die Braut dahin begleiten können. Empfehlt mich der Gnade des Königs und bedauert mich! — Er drückte Bayards Hand und ging.

Als er in seine Wohnung getreten war, sein Roß zu satteln befohlen hatte, und eben davon eilen wollte, ergriff ihn eine unaussprechliche Sehnsucht, den Freund noch einmal zu sehen, ihm selbst das Glück zu verkünden, das ihn erwarte; und statt nach der Rhonebrücke zu reiten, wendete er sich nach dessen Wohnung.

Er fand ihn, das Gesicht mit den Händen bedeckt, auf einem Sessel sitzen. Vatillen fuhr bei seinem Eintritt auf, und nicht ohne Bitterkeit sagte er schnell: Du kommst sehr früh, Pierre! Dir Deinen Glückwunsch zu holen. Er werde Dir von Herzen. Sey glücklich und bleibe der Freundschaft treu wie der Liebe!

Vatillen! — erwiederte der Chevalier, und der Wehmuth bittersüßer Schmerz breitete sich über sein Antlitz. — Der Freundschaft blieb ich treu, die Liebe ward mir nicht. Laß mir den Lorbeer

um mein Wappen, und umschlinge das Deinige mit der Myrte. Leb' wohl! Adelaide erwartet, liebt Dich! — Er stürzte hinaus, schwang sich auf sein Roß und ritt davon.

25.

In dem Schlosse der Tournelles war alles zu einem großen Feste bereitet. Schranken waren zum Turnier errichtet, die Säle zum Bankett mit Blumen geschmückt, köstliche Teppiche ausgebreitet, und in dem ganzen Palaste wogte es in geschäftiger Bewegung. Es war der Jahrestag der Schlacht von Marignano.

Doch niemandem schlug das Herz gewaltiger, als Adelaide d'Armencourt und Philipp von Vatillen, welche heute noch vor dem Feste, in Gegenwart des Hofes, das Band der Ehe auf ewig vereinigen sollte. Schon war in der Kathedrale alles zu dieser Feierlichkeit bereit, in dem Zimmer des Fräuleins lag der Myrtenkranz, den ihre Freundinnen ihr gewunden, und der Schmuck, mit dem die Herzogin von Angouleme sie beschenkt hatte, schön geordnet. Als sie jetzt, von ihrer Gebiete-

rin kommend, in ihr Zimmer zurückkehrte, fand sie ihre Freundinnen dort versammelt, sie zu schmükken und in den Versammlungsaal als bräutliche Königin des Festes zu führen.

Jetzt tönten die ersten Schläge der alten Glocke von Notre Dame. Die holde Braut, in ihre Farben gekleidet, hatte ihren Anzug beendet. Sie folgte den Fräulein; und als sie in den Rittersaal eintrat, bezeugte ein lauter, unwillkürlicher Ausruf der Menge, wie lieblich, wie schön sie sey.

Auch Vatillen, in Weiß und Blau gekleidet, mit der Frische der Jugend von neuem geschmückt, vom Admiral Bonnivet, Brion und einer Menge Ritter begleitet, trat ein und nahte der Braut, die ihn leise fragte: Ist er da? — Noch nicht! erwiederte Vatillen. Adelaide erblich.

Jetzt trat die Königin, des Königs Mutter und die Herzogin von Alençon in den Saal, bald folgte der König. Die Glocke von Notre Dame gab zum zweiten Mal das Zeichen, und ihre Schwestern begleiteten nun von allen Thürmen der Hauptstadt ihren Ruf. — Alles ist versammelt, Sire! und zu Eurem Befehle bereit, sagte der Groß-Seneschall, sich vor dem Könige und der königlichen Familie verneigend.

Foi de gentilhomme! — rief König Franz unwillig — Alles? sagt Ihr, Seneschall! und der Brautführer fehlt?

Sire! — sprach der Ritter Bayard hervortretend, indem er sich vor den König stellte, so laut, daß alle Anwesende es hören konnten, — kann mein Freund und Landsmann, der Chevalier de Theis, nicht die Braut zum Altare führen, so muß Krankheit, Gefangenschaft oder Tod den edlen Ritter hindern, sein Wort zu lösen. Er übergab mir beim Scheiden den Auftrag, in seinem Namen zu handeln; ich habe es bisher treulich gethan, und werde es auch jetzt. — Er nahte sich der Braut. — Ich hoffe, Dame! Ihr werdet dem Ritter Bayard erlauben, Euch nach Notre Dame zu geleiten, wenn anders mein König und die königlichen Frauen es genehmigen.

Bayard! — sagte der König — Wen Ihr zum Altare führt, den begleitet der Muth, die Ehre und das Glück! — Da öffnete sich die Thür dem Brautpaare gegenüber; und eine hohe, edle Gestalt, in der Kleidung der Ritter von Maltha, trat ein. Bleich war ihr Gesicht, düster der Blick; sie schritt auf den König zu, und ein Jeder erkannte

den Chevalier de Theis. — Sire! — sagte er — ich komme, mein Wort zu lösen und Adelaide d'Armencourt zum Altare zu führen. Erlaubt es mein König?

Thut es mit Gott! sagte der Monarch bewegt, den das edle, bleiche, kummervolle Antlitz des Chevaliers sonderbar ergriff.

Und als der Chevalier sich vor der Königin und den Herzoginnen geneigt, und er, der sonst so blühende, kräftige Mann, bleich, aber doch noch stolz und mit Würde, durch den Kreis zu der Braut schritt, war wohl niemand unter Allen, der nicht, von Theilnahme bewegt, auf die edle Gestalt des Chevaliers geblickt hätte.

Vatillen, alles, was der Anstand von ihm heischte, vergessend, eilte auf ihn zu, schloß ihn in seine Arme und führte ihn zu Adelaide, die bleich und zitternd ihn nahen sah.

Dame! — sagte er, sich vor ihr neigend. — Verzeiht, daß ich heute nicht in Euren Farben vor Euch erscheine — mich dünkte, es würde sich nicht mehr ziemen; ich tauschte das freundliche Weiß und Blau mit dieser dunkeln Farbe, meine Hoffnung mit dem Kreuze!

— Und als er ihre Hand faßte, hallte zum dritten Mal die Glocke von Notre Dame. — Kommt, — sagte er dumpf vor sich hin — kommt! Sie ruft!

Schweigend führte er die bräutliche Jungfrau durch die mit Blumen bestreuten Straßen der alten Kathedrale zu; ihre Hand zitterte in der seinen, wie in jenem entscheidenden Augenblicke, wo die Flamme der Liebe aus ihrem Herzen aufloderte. Düster vor sich blickend, schien er kaum auf die Ceremonie zu achten, als aber die Jungfrau mit bebender Stimme ihr Ja! lispelte, drückte er leise das Kreuz seines Mantels an die Lippen, und ein tiefer Seufzer führte sein stilles Gebet zum Himmel empor.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Witzleben, Karl August Friedrich <<von>>,

Sämmtliche Schriften von A. von Tromlitz

Bd.: 16. Die Schlacht von Marignano

Dresden u.a. 1829 - 1833

P.o.germ. 1491 f-15/16
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10121652-6